



Leseprobe

Ellen Alpsten

Die Zarin

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 12. Oktober 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Leibeigene, Liebende, Zarin - der bewegende Aufstieg von Zarin Katharina I.

Sankt Petersburg, 1725. Es ist eine stürmische Nacht, in der Peter I. stirbt. Für seine Frau Katharina I. steht alles auf dem Spiel: Wird sie durch die korrupte Hand ihrer Gegner ihr Leben verlieren oder zur ersten Zarin in der Geschichte Russlands erklärt? Sie hält Totenwache und reist in Gedanken zurück. Zu den zwölf Kindern, die sie Peter schenkte, und von denen die meisten starben. Zur Ehe mit dem Zaren, den sie geliebt und verachtet, gefürchtet und umworben hat. Zu dieser Stadt, Sankt Petersburg, Peters Stadt, die sie zusammen gebaut haben. Und in die Zeit, als sie noch Marta hieß und die uneheliche Tochter eines Leibeigenen war – bevor ihr unaufhaltsamer Aufstieg an die Spitze der russischen Gesellschaft begann.

Ellen Alpstens emotionsgeladenes Epos über Zarin Katharina I. in überarbeiteter und modernisierter Fassung.

»Ein herausragendes Epos über eine ungewöhnliche Liebe.« Freundin



Autor

Ellen Alpsten

Ellen Alpsten wurde 1971 in Kenia geboren, verbrachte ihre Kindheit und Jugend dort und studierte dann in Köln und Paris. Sie arbeitete in der Entwicklungshilfe an der Deutschen Botschaft Nairobi und als Moderatorin bei Bloomberg TV. Heute ist sie freie Schriftstellerin und Journalistin, u.a. für die FAZ, Vogue und Spiegel Online. »Die

ELLEN ALPSTEN

DIE
ZARIN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

»Dieses Buch sollte mit einem Warnhinweis für Suchtgefährdung versehen werden – wenn man einmal anfängt zu lesen, kann man nicht mehr aufhören.«

Hannah Rothschild, Autorin von *Die Launenhaftigkeit der Liebe*

»Einfach großartig: Alpsten hat eindeutig brillant recherchiert. Dieses Buch liest sich wie *Game of Thrones*, nur ohne Drachen.«

Natasha Pulley, Autorin von *The Watchmaker of Filigree Street*

»Was für ein köstlicher, sinnlicher Borschtsch von einem Buch. Dies ist die ultimative Aschenputtel-Geschichte eines ungebildeten Bauernmädchens, das zur Kaiserin von Russland wird. Daneben ist *Game of Thrones* ein Kinderreim.«

Daisy Goodwin, Bestseller-Autorin von *Der Besuch der Kaiserin*

»In dieser faszinierenden Geschichte der zweiten Frau Peters des Großen – einer Frau, deren leidenschaftlicher Überlebenswille sie bis ins Bett des Zaren und zu einem gefährlichen Schachzug zur Thronbesteigung führt – gehen Intrigen, Rivalität und prachtvolle Dekadenz Hand in Hand. Die Beschreibungen vom prächtigen Marmor des Winterpalastes bis zur Armut Russlands im 18. Jahrhundert und die Erzählung des gefährlichen Aufstiegs der ersten Zarin ist eine fesselnde und unvergessliche Reise.«

C. W. Gortner, Autor von *Marlene und die Suche nach Liebe*

»Ellen Alpstens Zarin erweckt das dramatische Leben von Katharina I., der Ehefrau Peters des Großen und Zarin von Russland, zum Leben. Sie zeichnet das farbenfrohe Bild der damaligen Zeit und dieser bemerkenswerten Frau in Form eines Romans, wobei sie sich durchweg auf Fakten stützt. Da Katharinas Karriere so melodramatisch war wie die einer Romanheldin, erweist sich dies als ein höchst wirksames Mittel.«

Graf Nikolai Tolstoi, Historiker und Schriftsteller

»Die Zarin ist ein üppiger Roman. So detailliert wie die Juwelenbesetzung und Emaillearbeiten auf den Kreationen von Fabergé erzählt Ellen Alpsten die Geschichte von Katharina, die arm und mit einem Hunger nach Macht und Reichtum geboren wurde, der sie antreibt. Dieser Hunger setzt alles in Bewegung, was in der russischen Geschichte folgen wird, einschließlich der Herrschaft von Katharina der Großen. Sie werden staunen angesichts dieser lebendigen, glamourösen, farbenprächtigen und von Emotionen und Elan durchzogenen Darstellung der Geschichte.«

Adriana Trigiani, Bestsellerautorin von *The Shoemaker's Wife*

»Was für eine fesselnde Lektüre! In *Die Zarin* erweckt Ellen Alpsten die unglaubliche Geschichte von Katharina I., der wohl fesselndsten Aschenputtel-Saga der Geschichte, in ihrer ganzen prächtigen, glorreichen Komplexität zum Leben. Liebe, Erotik und Loyalität wetteifern mit Krieg, Intrigen und Verrat. Dabei wird eine epische Erzählung geschaffen, die so exotisch, sinnlich und mächtig ist wie das Russland des achtzehnten Jahrhunderts selbst. Meisterhaft recherchiert und wunderschön geschrieben, ist dieser historische Roman vom Feinsten.«

Nancy Goldstone,

Autorin von *Daughters of the Winter Queen* und *Rival Queens*

Für Tobias: Danke

PROLOG

Im Winterpalast, 1725

Er ist tot. Mein geliebter Mann, der mächtige Zar aller Russen, ist gestorben, und das gerade zur rechten Zeit.

Als Peter im Augenblick vor seinem Tod, dort in seinem Schlafzimmer in den oberen Räumen des Winterpalastes, noch nach Feder und Papier verlangt hatte, stolperte mir der Herzschlag. Nein, er hatte nicht vergessen. Er wollte mich mit sich ziehen – in die Dunkelheit, in den Tod, in das Vergessen. Doch die Feder war seinen Fingern während seines letzten tödlichen Schwächeanfalls entglitten; auf den Laken sah ich Spritzer von schwarzer Tinte. Der späte Abend hielt den Atem an. Was hatte der Zar mit einem letzten Aufbäumen seines ungeheuren Willens noch regeln wollen?

Ich kannte die Antwort auf diese Frage.

Die Kerzen in den hohen Leuchtern füllten den Raum mit ihrem würzigen Duft und tauchten ihn in ein unstetes Licht. Ihr Schein erweckte die Schatten in den Ecken wie auch die gewebten Figuren auf den flämischen Gobelins zum Leben und zeichnete Pein und Unverständnis auf die groben Gesichter. Draußen vor der Tür hörte ich dieselben Stimmen, die dort schon die ganze Nacht hindurch gemurmelt und geflüstert hat-

ten; sie mischten sich in das Heulen des kalten Februarwindes, der zornig an den fest geschlossenen Fensterläden rüttelte.

Die Zeit zog Ringe, so wie Öl auf Wasser. Peter hatte Russlands Seele geprägt wie sein Siegelring heißes Wachs. Es schien unglaublich, dass sich nichts verändert haben sollte. Mein Mann, der Russland seinen Willen wie kein anderer Zar je aufgezwungen hatte, war mehr als unser größter Herrscher gewesen. Er war unser aller Schicksal – und das meinige auch weiterhin.

Die Ärzte Blumentrost, Paulsen und Horn standen schweigend um Peters Bett. Der Zar hätte mit Medizin im Wert von fünf Kopeken gerettet werden können. Hofften sie auf einen weiteren Atemzug? Gott sei gedankt für die Pfuscherei dieser Quacksalber, dachte ich. Ihr werdet besser bezahlt, wenn er wirklich tot ist.

Ich wusste, dass sowohl Feofan Prokopowitsch als auch Alexander Menschikow mich beobachteten. Prokopowitsch, der Erzbischof von Nowgorod, hatte Peters Träume in Worte gefasst und ihnen damit Bestand verliehen. Peter und Russland hatten ihm viel zu verdanken. Menschikow dagegen ... nun, da lagen die Dinge genau andersherum. Er, der reichste und mächtigste Mann des Russischen Reiches, wäre ohne Peter weniger wert gewesen als der Dreck zwischen den Klauen einer Sau. Aber wie hatte Peter einmal gesagt, als man Alexander Danilowitsch wegen seiner vielen undurchsichtigen Geschäfte bei ihm anschwärzen wollte? »Menschikow bleibt Menschikow, was auch immer er tut.« Damit war der Fall erledigt gewesen.

Der Arzt Paulsen mochte ihm die Augen geschlos-

sen und die Hände auf der Brust gekreuzt haben, aber er hatte es nicht gewagt, den klammen Fingern des Zaren seinen Letzten Willen zu entziehen. Peters Hände, die für seinen mächtigen Körper viel zu zart wirkten und die nun zu früh zu schwach geworden waren für alles, was er noch hatte vollbringen wollen. Diese Hände nun so kraftlos zu sehen rührte mich. Ich vergaß die Angst der vergangenen Monate und bemühte mich um die letzten verbliebenen Regungen von Liebe. Vor nur wenigen Wochen hatte er genau diese Hände in meinem Haar vergraben, meine dichten Locken um die Finger geschlungen, ihren Duft nach Sandelholz und Orangenwasser eingesogen und mich angelächelt. »Meine Katharina. Wie bringst du das nur zuwege? Du bist noch immer eine Schönheit. Doch wie wirst du wohl als Nonne im Kloster aussehen, kahl geschoren und in einer groben Kutte? Die Kälte dort wird selbst dich niederringen, obwohl du stark bist wie ein Ross. Ewdokia, die Arme, schreibt mir noch immer und fleht um einen zweiten Pelz. Ihr Gejammer ist schwer erträglich. Zum Glück kannst du wenigstens nicht schreiben.«

Ewdokia, die unglückliche Frau, die ihm als junges Mädchen angetraut worden war. Ich hatte sie nur einmal gesehen, seitdem sie fast dreißig Jahre zuvor in ein Kloster verbannt worden war. Der Irrsinn leuchtete ihr aus den Augen, und ihr kahl geschorener Schädel war von Kälte und Schmutz mit Beulen und Pusteln übersät. Eine buckelige Zwergin, der Peter die Zunge aus dem Rachen hatte schneiden lassen, leistete ihr als Dienerin Gesellschaft. Ewdokias endlose Klagen beantwortete sie nur mit einem Lallen. Ewdokia nur dieses eine Mal zu sehen, so hatte Peter zu Recht angenommen,

sollte mich für den Rest meines Lebens mit Schrecken erfüllen.

Ich sank neben Peters Lager auf die Knie, und die drei Ärzte wichen wie vom Feld aufgeschreckte Krähen in den Halbschatten des Raumes zurück. Die Vögel, die Peter in den letzten Jahren seines Lebens am meisten gefürchtet hatte. Er hatte im ganzen Reich zur Jagd auf die schwarzen Vögel blasen lassen, und die Bauern fingen sie gegen eine Belohnung, um sie zu töten, zu rupfen und zu braten. Doch umsonst. Der Vogel glitt still durch Wände und die verriegelten Türen seines Schlafgemaches und verdunkelte mit seinen Ebenholzschnäbeln das Licht in Peters nächtlichen Träumen. Im kühlen Schatten seines Fluges wollte das Blut an des Zaren Händen niemals trocknen.

Noch war seine Hand nicht die eines Toten, sondern weich und warm, als ich seine Finger an meine Lippen führte. Ich ahnte den vertrauten Geruch seiner Haut – Tabak, Tinte, Leder und die Parfumschmelze, die er eigens in Grasse hatte anfertigen lassen.

Das Papier ließ sich leicht aus seinem Griff lösen, obwohl mein Blut sich vor Furcht verdickte und meine Adern sich mit Frost und Reif überzogen wie die Äste meines baltischen Winters. Es war wichtig, allen zu zeigen, dass mir allein diese Geste zustand. Mir, seiner Gattin und der Mutter seiner Kinder. Zwölfmal war ich niedergekommen.

Das Papier raschelte, als ich es entrollte, und ich schämte mich einmal mehr, nicht lesen zu können. Und so reichte ich Feofan Prokopowitsch Peters Letzten Willen. Wenigstens war Menschikow genauso unwissend wie ich. Seit dem Augenblick, da Peter uns in seinen

Bannkreis gezwungen hatte, waren wir wie zwei Kinder, die sich um die Liebe und die Aufmerksamkeit des Vaters balgten. *Batjuschka*, Zar, wie sein Volk ihn nannte, unser Väterchen Zar. Prokopowitsch dagegen hatte ich stets gefürchtet, sein Wissen und seinen scharfen Witz, ihn, dem himmlische und weltliche Reiche vertraut waren. Was bitte sollte ein einzelner Mann mit dreitausend Büchern anfangen? Denn so viele – so schwor es mir zumindest meine Vertraute Darja – standen in seiner Bibliothek. Hatte er sie alle gelesen? Wie fand er noch Zeit für alle seine anderen Interessen, die Gedichte, die Geschichte und die Mathematik? Wusste er, welches Schicksal Peter nach den letzten Wochen für mich vorgesehen hatte?

Er neigte den Kopf, und die Rolle lag leicht in seinen von Altersflecken übersäten Händen. Alter Fuchs. Schließlich hatte er selbst dem Zaren vor zwei Jahren geholfen, eine unerhörte Entscheidung zu treffen. Peter hatte sich über jede Sitte und jedes Gesetz hinweggesetzt, und wollte seine Nachfolge selbst bestimmen. Er wollte sein Reich eher einem würdigen Fremden hinterlassen als einem zwar leiblichen, aber unwürdigen Kind.

Sein Kind Alexej. Wie scheu er bei unserem ersten Treffen gewesen war und mit seinem schwimmenden, von dichten Wimpern verhangenen Blick und seiner hohen, gewölbten Stirn seiner Mutter Ewdokia wie aus dem Gesicht geschnitten. Damals hatte er nicht gerade sitzen können, nachdem Menschikow ihm den Rücken und das Hinterteil blutig und entzündet gestäubt hatte. Erst als sein Schicksal entschieden war, verstand Alexej. Für seinen Traum von einem starken Russland war Peter kein Preis zu hoch gewesen, und er schonte niemanden,

weder sich selber noch seinen Sohn. Du warst kein Blut von meinem Blut, kein Fleisch von meinem Fleisch, Alexej. So konnte ich ruhig schlafen, trotz allem, was geschehen ist. Wie sagte mein Vater in der schlichten Weisheit der *Seelen* – der Leibeigenen – immer? »Anderer Leute Tränen sind nur Wasser.«

Peter jedoch schlief nie wieder ohne den Alb auf seiner Brust.

Unter meiner nur leicht geschnürten Korsage schlug mein Herz so heftig, dass mir das Blut in den Ohren rauschte, doch ich sah Feofan Prokopowitsch gelassen an. Ich konnte mir keine Ohnmacht leisten und bewegte meine Zehen in den vor Stickereien und Edelsteinen steifen Pantoffeln. Obwohl ich den Zobelpelz enger um die Schultern zog, bildete sich unter dem seidenen Stoff meines Kleides eine Gänsehaut auf den Armen. Prokopowitschs Lächeln war so dünn wie die Hostien seiner Kirche. Er kannte die Geheimnisse des menschlichen Herzens. Alle. Vor allen Dingen die meinen.

»Lies, Feofan!«, bat ich leise.

Er gehorchte. »Gebt alles an...« Er stockte und sah auf. »An...«

Menschikow fuhr auf, so als hätte man ihm wie in den guten alten Tagen eins mit der Peitsche übergezogen.

»An wen?«, fuhr er Prokopowitsch an. »Sag schon, Feofan, an wen?«

Der Pelz lag plötzlich viel zu heiß auf meiner Haut.

Feofan zuckte mit den Schultern. »Der Zar hat den Satz nicht mehr zu Ende geschrieben. Das ist alles.« Täuschte ich mich, oder huschte wieder ein Lächeln über sein zerfurchtes Gesicht? Feofan senkte den Blick.

Natürlich! Nichts hatte Peter zu Lebzeiten besser gefallen, als die Welt auf den Kopf zu stellen. Ich begriff, dass er uns über den Tod hinaus beherrschte. Meine Gedanken überschlugen sich. Peter war tot und seine Nachfolge nicht geregelt. Doch dies bedeutete nicht, dass ich mich in Sicherheit wiegen konnte. Ganz im Gegenteil.

»Das soll alles sein?« Menschikow riss Feofan das Papier aus der Hand und starrte auf die Buchstaben.

Prokopowitsch nahm ihm das Blatt wieder ab. »Das hast du nun davon, dass du immer Besseres zu tun hastest, als lesen und schreiben zu lernen, Alexander Danilowitsch.«

Männer, dachte ich. Dies war nicht der Augenblick für Streitereien, wollte ich nicht doch noch Ewdokias Schicksal teilen, auf einen Schlitten nach Sibirien steigen oder – schlimmer noch – mit dem Gesicht nach unten zwischen den schweren Eisschollen auf der Newa treiben. »Feofan, sag mir, ist der Zar gestorben, ohne einen Erben zu benennen?«

Er nickte. Seine Augen waren von den langen Stunden der Wache am Bett seines Herrn blutunterlaufen. Nach Art der Popen trug er sein dunkles Haar ungepudert. Von grauen Strähnen durchzogen, lag es ihm glatt bis auf die Schultern. Sein schlichter schwarzer Kittel war der eines einfachen Geistlichen. Nichts an ihm verriet die Ehren und Ämter, mit denen Peter ihn belohnt hatte. Eine Ausnahme bildete nur das schwere goldene und edelsteinbesetzte Kreuz auf seiner Brust, die *panagia*, die ihn als Erzbischof von Nowgorod auszeichnete. Feofan war alt, doch er war einer jener Männer, die leicht noch vielen Zaren dienen konnten. Er verneigte sich und reichte mir die Rolle aus Papier. Ich schob sie

wie nebensächlich in den schmalen Ärmel meines Kleides.

Feofan richtete sich auf. »Zarina. Ich lege die Zukunft Russlands in deine Hände.«

Mir stockte der Atem, als er mich mit diesem Titel ansprach. Wie ein Bluthund, der eine Spur aufnimmt, hob Menschikow aufmerksam den Kopf und ließ uns nicht aus den Augen.

»Geh nach Hause, Feofan!«, sagte ich vernehmlich. »Du brauchst deinen Schlaf. Ich lasse dich rufen. Bis dahin vergiss nicht, dass nur wir drei die letzten Worte des Zaren kennen.«

»Meine immerwährende Treue und Bewunderung«, sagte er mit klarer Stimme.

»Ich verleihe dir den Sankt-Andreas-Orden«, bot ich ihm leise an. »Zudem schenke ich dir ein Landgut bei Kiew mit tausend, nein, mit zweitausend *Seelen*.« Ich überlegte rasch, wen ich dazu ins Exil schicken, wem ich seine Güter entziehen musste. An einem Tag wie diesem, an dem Geschichte geschrieben wurde und an dem Vergangenheit und Zukunft sich die Waage hielten, sollte sich leicht eine Lösung finden lassen. Beständigkeit war der Schlüssel zur Treue von Prokopowitsch, dem Weisen. Sein Blick begegnete dem meinen, und was wir uns zu sagen hatten, bedurfte keiner Worte. Zwanzig Jahre gemeinsamer Kampf verbanden uns unlösbar. Ich winkte dem Diener, der stumm und starr neben der Tür stand. Hatte er unser Flüstern verstanden? Hoffentlich nicht.

»Lass den Schlitten von Feofan Prokopowitsch anspannen! Hilf ihm nach unten! Niemand darf mit ihm sprechen. Hörst du?« Er nickte. Seine langen Wimpern warfen Schatten auf seine rosigen Wangen. Hübsch.

Doch plötzlich erinnerte er mich an einen anderen Mann. An das Antlitz eines Toten, das ich zu viele Tage und Nächte hindurch neben meinem Bett hatte betrachten müssen, wo Peter mir den enthaupteten Kopf hatte hinstellen lassen. Er trieb in einem schweren Glas mit Alkohol, ganz so, wie man Äpfel über den Winter in Wodka einlegte. Die weit aufgerissenen glasigen Augen starrten mich traurig an. Die im Leben weichen Lippen waren blutleer, schmal geschrumpft und im Todes-schmerz von den weißen Zähnen zurückgezogen, die ihm in den langen Stunden der Folter zum Teil ausgeschlagen worden waren. Als ich im ersten Entsetzen das Gefäß von meiner Zofe entfernen lassen wollte, drohte Peter mir mit dem Kloster und der Peitsche. So stand es viele Wochen lang neben meinem Bett.

Feofan lächelte, und vor lauter Falten zersprang sein Gesicht wie in tausend Splitter. »Keine Angst, Zarin. Komm, Junge, reich einem alten Mann deinen Arm!« Beide Männer traten auf den Korridor. Ich stand in der offenen Tür, und dank meiner üppigen Formen versperrte ich dabei den Blick auf das Bett des Zaren. Dabei sah ich in verschreckte, blasse Gesichter. Adlige wie Diener saßen dort wie Kaninchen in der Falle. Madame de la Tour, die dürre französische Erzieherin, hielt meine jüngste Tochter Natalja an sich gedrückt. Was hatte sie hier mit der Kleinen zu suchen? Es war viel zu kalt im Korridor, und am Vortag hatte Natalja bereits gehustet. Ihre älteren Schwestern Elisabeth und Anna standen neben ihr, doch ich mied auch ihre Blicke. Sie waren so jung. Wie konnten sie verstehen, was hier geschah? Noch wusste niemand, ob ich es war, die sie zu fürchten hatten. Mein Blick schweifte

durch die Menge und suchte den kleinen Petruschka, Peters Enkelsohn, und seine Anhänger, die Prinzen Dolgoruki. Sie waren nirgends zu sehen. Wo waren sie? Heckten sie gerade ihre Pläne zur Übernahme des Thrones aus? Ich musste ihrer so schnell wie möglich habhaft werden.

»Ruf mir den Obersten Rat, die Grafen Peter Andrejewitsch Tolstoi und Apraxin, den Baron Ostermann und Pawel Jaguschinski! Spute dich! Befehl des Zaren!«, rief ich und achtete darauf, dass meine Worte im Korridor gehört wurden. Sobald sich die Untergebenen aus ihrer Verbeugung wieder aufrichteten, steckten sie die Köpfe zusammen.

Zurück in Peters Sterbezimmer, zwinkerte Menschikow mir zu.

»Komm mit nach nebenan, in die kleine Bibliothek«, sagte ich. Er nahm seinen bestickten Rock aus grünem Brokat vom Stuhl, auf dem er seit zwei Tagen und Nächten Wache an Peters Lager gehalten hatte. Die in den Stoff eingewebten Silberfäden hätten einer Bauernfamilie ohne Weiteres zwei Jahre ihr Auskommen gesichert. Seinen Stock mit dem Griff aus Elfenbein klemmte er sich unter den Arm.

Ich wandte mich an die Ärzte. »Blumentrost! Niemand verlässt diesen Raum, bevor ich es erlaube.«

»Aber ...«, begann er.

Ich hieß ihn schweigen. »Niemand darf erfahren, dass der Zar gestorben ist. Kein Wort! Oder du wirst in Russland nie wieder als Arzt arbeiten. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?« Mit diesem Ton wäre auch Peter einverstanden gewesen.

»Wie Ihr befiehlt.« Blumentrost verneigte sich.

»Gut. Du wirst später entlohnt. Für deine Kollegen gilt dasselbe.«

Menschikow wartete bei der Tür, die sich in der Wandtäfelung verbarg und die in Peters kleine Bibliothek führte. Dabei schwankte er leicht. War er vor Müdigkeit unsicher auf den Beinen? Oder hatte er ... Angst? Ich ging ihm in den dunklen kleinen Raum voran, und er griff nach einer Karaffe Burgunder und einigen Pokalen aus buntem venezianischem Glas. Ich runzelte die Stirn, doch er lächelte. »Jetzt ist weder Zeit für Geiz noch für Nüchternheit.« Mit diesen Worten stieß er mit der Ferse die Tür hinter uns zu, als befände er sich in einem Wirtshaus.

Das Kaminfeuer war niedergebrannt, doch die holzgefädelten Wände speicherten die Wärme. Der Boden war mit den bunten Teppichen ausgelegt, die von unserem Feldzug in Persien stammten. Unser Zug war dadurch um mehr als ein Dutzend Wagen länger geworden, doch ihre Schönheit und die Muster mit all den Blumen und Vögeln aus Gottes Schöpfung waren es Peter wert gewesen. Die schlichten Stühle, die vor dem Schreibtisch, dem Kamin und vor den Regalen standen, hatte Peter selbst gezimmert. Manchmal hobelte und hämmerte er bis weit nach Mitternacht, denn das Schreinerhandwerk trieb seine Dämonen und schenkte ihm die besten Einfälle. Nichts fürchteten seine Minister so sehr wie eine durchzimmerte Nacht. Oft war Peter vor Erschöpfung über seiner Hobelbank eingeschlafen. Nur Menschikow war stark genug, sich den Zaren dann über die Schultern zu legen und ihn zu Bett zu bringen. Wenn ich dort nicht auf ihn wartete, schlief Peter auf dem Bauch eines jungen Kammerherrn als Kopfkissen. Haut an seiner

Haut hielt seine Angst in Bann. Vor den hohen Fenstern hingen die Vorhänge, die er noch vor dem Jahrzehnte andauernden Großen Nordischen Krieg – dem Kampf ums Überleben und die Vormacht im Westen des Reiches gegen die Schweden – als junger Mann auf seiner Reise nach Holland gekauft hatte. Die Regale bogen sich unter der Last der Bücher. Es waren Reiseberichte, Schriften über die Seefahrt, Schlachten zu Wasser und zu Lande, Erinnerungen an Herrscher und Lehren über das Herrschen wie auch religiöse Werke. In jedem Buch hatte er immer wieder und wieder geblättert und gelesen, wenn eine Stelle ihn gefangen nahm. Es war eine Welt, in die ich ihm nie hatte folgen können, von der ich ausgeschlossen blieb. Schriften lagen noch aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch oder stapelten sich in den Ecken. Einige davon waren gedruckt und in dickes Schweinsleder gebunden, andere vor langer Zeit von Hand in den Klöstern geschrieben. Auf dem Kamin Sims stand ein naturgetreues Modell der *Natalja*, Peters stolzer Fregatte, und darüber hing ein Bild meines Sohnes Peter Petrowitsch. Gemalt worden war es Monate vor seinem plötzlichen Tod, der seinem Vater und mir das Herz zerrissen hatte. Ich hatte den Raum lange Zeit gemieden, denn das Gemälde war allzu lebensnah, so als wolle mein Sohn mir seinen roten Lederball gleich zuwerfen. Seine blonden Locken fielen auf ein weißes Spitzenhemd, und hinter seinem Lächeln war eine Reihe perlender kleiner Zähne zu erahnen.

Ich hätte mein Leben gegeben, um ihn hierzuhaben und zum Zaren von Russland auszurufen. Ein Kind noch, sicherlich. Aber doch ein Sohn von meinem und deinem Blut, Peter. Eine Dynastie. Wünscht sich das

nicht jeder Herrscher? Nun waren nur Töchter übrig... und der gefürchtete, ungeliebte Enkel Petruschka.

Der Gedanke an Petruschka erschreckte mich. Peter hatte ihn nach seiner Geburt in die Arme genommen und sich von der unglücklichen Mutter abgewandt. Arme Sophie Charlotte. Sie wirkte stets wie ein aufgescheuchtes edles Pferd, und genau wie ein Ross hatte ihr Vater sie aus dem heiteren Braunschweig an den russischen Hof verkauft. Wo war ihr kleiner Sohn nun? Im Dolgoruki-Palast? In den Kasernen? Draußen vor der Tür? Petruschka war gerade erst zwölf Jahre alt, doch ich fürchtete ihn mehr als den Teufel. Dabei hatte Peter ihm nicht einmal den Titel eines Zarewitsch zugestanden.

Menschikow stellte den Wein und die Pokale neben dem Kamin ab und lächelte. »Des alten Narren Feofan hast du dich ja geschickt entledigt.«

»Die Narren sind wir«, sagte ich. »Ich hoffe, er hält sein Wort.«

»Welches Wort hat er dir gegeben?«,

»Du hörst nur die Worte, die gesprochen werden. Aber es wird so viel mehr gesagt als das.« Ich fasste ihn am Hemdkragen, der sich in einem Wasserfall aus Spitze über seine eng geschnittene Weste ergoss. Er hob die Hände so unvermittelt, dass seine weiten Manschetten flogen, doch er wehrte sich nicht.

»Menschikow, wir sitzen beide im selben Boot. Gnade dir Gott für jede Sekunde, die du verschwendest. Weißt du, wen ich dort draußen im Korridor nicht gesehen habe?«

Er schüttelte den Kopf, denn zum Reden fehlte ihm der Atem.

»Weder den kleinen Petruschka noch seine liebenswerten Ratgeber. Und weshalb hält sich der rechtmäßige Erbe des Zaren aller Russen nicht am Sterbebett seines Großvaters auf, wo er sein müsste?«

Schweiß glänzte auf Menschikows Stirn.

»Weil er wohl in den kaiserlichen Kasernen weilt, wo ihn die Truppen bald hochleben lassen. Bald, wenn Peters Tod bekannt wird. Was geschieht dann mit uns? Wird er sich erinnern, wer seinen Vater gerichtet hat? Petruschka muss doch wissen, wer Alexejs Urteil als Erster unterzeichnet hat, wenn auch nur mit einem Kreuz neben dem Namenszug. Schließlich kannst du ja nicht schreiben.« Ich ließ ihn los, und er schenkte sich mit unsteten Fingern den Pokal voll. Doch ich war noch nicht fertig mit ihm. »Menschikow! Guter Gott, Sibirien wird ihnen zu gut für uns sein. Die Dolgorukis werden unsere Asche in alle Winde verstreuen. Niemand außer uns weiß, dass der Zar tot ist«, flüsterte ich. »Wir haben einige Stunden Vorsprung. Das Geheimnis gewährt uns Zeit.«

Zeit bis zum Morgen, der sich bleiern über Peters Stadt wölben sollte.

Menschikow fuhr sich mit seinen starken Fingern, an denen mehrere Ringe steckten, über seine Lider. War meine Furcht ansteckend? Nein, Menschikow, der so viele Schlachten zum Besseren gewendet hatte, der so oft seinen Kopf aus den widrigsten Schlingen gezogen hatte, wirkte wie betäubt. Er fiel in einen Lehnstuhl vor dem Kamin, den Peter aus Versailles mitgebracht hatte, streckte mit einem Seufzer seine noch immer wohlgeformten Beine aus und lehnte sich im Sessel zurück. Ein Wunder, dass das zarte Möbelstück ihn aushielt.

Er trank einige Schlucke, schweigend, und drehte das bunte Glas vor dem Feuer hin und her. Die Flammen leuchteten durch seinen farbigen Schliff, und der Becher sah aus wie mit Blut gefüllt. Ich setzte mich ihm gegenüber, nippte aber nur an meinem Wein. In dieser Nacht würde es keine Trinkspiele geben. Menschikow hob seinen Pokal.

»Ich trinke auf dich, Katharina Alexejewna. Für mich hat es sich gelohnt, auf dich zu setzen, meine Fürstin. Auf dich, meinen schmerzlichsten Verlust. Auf dich, meinen höchsten Gewinn.«

Plötzlich lachte er; lachte so sehr, dass ihm die Perücke über die Augen glitt und er sie sich vom Kopf riss. Es klang wie ein Wolfsrudel in unserem Winter, hoch und höhnisch. Ich nahm seine Frechheit gelassen hin. Peter hätte ihm dafür die Knute gegeben, die allzeit bereit an seiner Seite gehangen hatte. Menschikow litt wie ein Hund, und sein Leid machte ihn unberechenbar. Auch sein Herr war soeben gestorben. Was stand nun für ihn in den Sternen? Ich brauchte ihn dringend. Ihn, den Geheimen Rat und die Truppen. Das Testament des Zaren raschelte in meinem Ärmel auf der nackten Haut.

Menschikow beruhigte sich, sein Gesicht unter dem struppigen, noch immer aschblonden Haarschopf war rot, als er mich unsicher, aber auch trotzig über den Rand seines Glases hinweg ansah. »Hier sitzen wir nun. Welch außergewöhnliche Zeit. Welch außergewöhnliches Leben, meine Fürstin. Es lässt sich nur mit göttlicher Vorsehung erklären.«

Ich schwieg. Außergewöhnlich? Ja, das sagte man wohl an den Höfen Europas, wo man über mich lachte und spottete. Ich war ein gelungener Scherz, der bei den

Gesandten immer für beste Laune sorgte. Nur Peter fand immer das gewöhnlich, was gerade seinem Willen entsprach. Was sollte nun geschehen? Und stand es in meiner Macht? Ich konnte frei sein. Der größte Wunsch aller Leibeigenen, der *Seelen. Wolja*, die vollkommene, wilde, große Freiheit; mir nun zum Greifen nahe und doch schmerzlich weit entfernt.

Menschikows Glas entglitt seinen Händen. Das Kinn sank ihm auf die Brust. Der Wein hinterließ einen großen roten Fleck auf seinem weißen Spitzenhemd und der blauen Weste. Er war eingeschlafen. Die vergangenen Tage und Wochen holten ihn ein. Er schnarchte und hing schlaff wie eine Puppe im Sessel. Einige Minuten Rast, bevor Tolstoi kam, wollte ich ihm gönnen. Dann hieß es handeln. Später sollte man ihn in seinen Palast tragen, wo er den Rausch ausschlafen konnte. Den Sankt-Andreas-Orden besaß Menschikow bereits, und dazu mehr Leibeigene und Titel, als ich sie ihm je geben konnte. Ich konnte ihm nichts versprechen, doch er würde aus freien Stücken bleiben. Nichts bindet stärker als die Angst ums Überleben, schien Peter mir ins Ohr zu flüstern. Ich trat an ein Fenster, das einen der Innenhöfe des Winterpalastes überblickte. Die kleinen goldenen Ikonen, die zu Dutzenden an den Saum meines Kleides genäht waren, klirrten leise bei jedem Schritt. Als die junge Prinzessin Wilhelmine von Preußen mich damals in Berlin in diesem Aufzug gesehen hatte, hatte sie lachend mit dem Finger auf mich gedeutet. »Die Kaiserin von Russland sieht aus wie eine Spielmannsbraut!«

Ich schob den abgefütterten Stoff vor dem Fenster bei-seite, der die tintenschwarze Kälte der Winternacht von

Sankt Petersburg – unserer Stadt, Peter! Unser Traum! – aus dem Gemach fernhielt. Die Nacht, die dich nun auf ewig in ihren Armen hielt, hüllte auch die Wasser der Newa und den Großen Prospekt, die Allee zum Newski-Kloster, in Dunkelheit. Das eisige Grün des Flusses passte vollkommen zu den ebenen Hausfassaden, die im Morgengrauen dann in allen Farben des Regenbogens leuchten würden. Diese Stadt, die du mit deinem schieren, unbeugsamen Willen und unter hunderttausendfachem Leid deiner Untertanen, Adligen wie *Seelen*, aus dem sumpfigen Boden gestampft hattest. Die Knochen unzähliger Zwangsarbeiter, die in der marschigen Erde begraben lagen, bildeten ihr Fundament. Doch wer erinnerte sich ihrer angesichts dieser Pracht? Männer, Frauen, Kinder – alle ohne Namen und ohne Gesicht. Wenn es in Russland eines im Überfluss gab, dann war es menschliches Leben.

Der Morgen wird sich erst fahl und kühl, dann aber in blass brennender Glut auf den hellen, ebenen Wänden der Paläste spiegeln. Du hast das Licht hierhergelockt, Peter, und ihm eine Heimat gegeben. Was wird nun geschehen? Hilf mir!

Hinter den Fensterscheiben der Häuser gegenüber dem Palast wanderte Kerzenlicht, wie von Geisterhand getragen, durch die Gänge und Räume, ein furchtsames und doch forderndes Flackern. Im Hof stand ein Posten über seinem Bajonett zusammengekrümmt, doch plötzlich stürzten Soldaten aus dem Schloss. Pferdehufe klapperten, Funken stoben auf dem Kopfsteinpflaster, Rosse wieherten, und Reiter preschten zum Tor hinaus. Meine Finger krampften sich um den Fenstergriff. Hatte Blumentrost sich an meinen Befehl gehalten? Waren

diese Boten mir treu? Oder wollten sie der Welt das schier Unglaubliche verkünden? Der russische Riese war tot.

Doch was sollte nun geschehen? *Wolja* oder die Verbannung und der Tod? Ich drehte mich vom Fenster weg und sank an der Wandtäfelung in die Knie. Mein Mund wurde trocken vor Furcht, die Zunge klebte mir am Gaumen. Ich hatte schon lange keine echte Furcht mehr verspürt. Dieses beißende Gefühl, das den Magen verknotet, den Schweiß sauer macht und die Gedärme öffnet. Nicht mehr seit ... Halt! Ich musste den Kopf frei halten. In meinem ungeschulten Geist konnte ich nur eines auf einmal tun, während Peter wie ein Akrobat mit zehn Einfällen und Vorhaben gleichzeitig jonglierte.

Menschikow murmelte im Schlaf. Wenn nur Tolstoi und der Rat bald kämen! Die Stadt lauerte dunkel draußen vor den Fenstern und gab mir keine Antwort.

Ich nagte an einem Fingernagel, bis ich Blut schmeckte, und stand auf. Wie schwer mein Kleid auf meinen müden Knochen wog, als ich mich Menschikow gegenüber setzte und aus meinen Pantoffeln schlüpfte. Die Wärme der Flammen kroch mir durch die Glieder in den Kopf. Der Februar war einer der kältesten Monate in Sankt Petersburg. Vielleicht sollte ich mir heißen Wein und Brezeln bestellen, was mir immer einen schnellen, leichten Rausch schenkte. Hoffentlich war Peter im Nebenzimmer warm genug. Wenn er eines nicht hatte ausstehen können, dann war es zu frieren. Im Feld war uns stets kalt gewesen. Nichts ist frostiger als der Morgen vor einer Schlacht. Nur in der Nacht konnte ich ihn warm halten, und er schlug sein Lager in den Grübchen meines Körpers auf.

Menschen, die schlafen, sehen entweder lächerlich oder rührend aus, so wie Menschikow nun, der mit offenem Mund schnarchte. Ich zog Peters Letzten Willen aus dem Ärmel und hielt die Zukunft aller Russen in meinen Händen. Ich schloss die Augen, denn nun kamen mir brennend die Tränen. Endlich! Echte, unverfälschte Tränen voll tiefster Verzweiflung und Trauer, trotz aller Erleichterung. Vor mir lagen noch lange Stunden der Nacht, ein langer Tag und lange Wochen. Für diese Zeit benötigte ich viele Tränen, denn das Volk und der Hof wünschten sich eine trauernde, liebende Frau mit zerrauftem Haar, zerkratzten Wangen, gebrochener Stimme und verquollenen Augen. Meine Trauer und meine Liebe allein gaben mir das Recht, das Unerhörte zu tun, und waren mächtiger, als jeder Stammbaum es sein konnte. Schwer fielen mir die Tränen nicht. In nur einigen Stunden war ich entweder tot, wünschte mir den Tod herbei, oder ich war die mächtigste Frau in ganz Russland. Niemand sollte mich hören in dieser einen Nacht.

1. Kapitel

Mein Leben begann mit einem Verbrechen. Natürlich meine ich nicht den Augenblick meiner Geburt, denn wer erinnert sich schon genau an seine frühen Jahre? Über das Leben als Leibeigene, als sogenannte *Seele*, ist es besser, nichts als nur wenig zu wissen. Unser Dasein als deutsche *Seelen*, den *nemzy* in russischem Kirchenbesitz, war noch elender, als man es sich vorstellen kann. Wo lag das Nest, in dem ich aufwuchs? Irgendwo, verloren in den Weiten Schwedisch-Livlands. Ein Dorf wie auch ein Land, die es nicht mehr gibt. Stehen seine *isby* noch? Es kümmert mich nicht, was aus den armseligen Hütten geworden ist, denn ich habe in meinem Herzen eine Heimat gefunden. Als ich jung war, waren die *isby* entlang der roten Erde der Dorfstraße, die dort aufgereiht waren wie die Perlen am Rosenkranz der Mönche, meine Welt. Wie die Russen verwendete ich für beides ein und dasselbe Wort: *mir*. Unser Dorf war eines von so vielen anderen kleinen Dörfern im schwedisch beherrschten Livland, einer jener baltischen Provinzen, wo Polen, Letten, Russen, Schweden und Deutsche mehr oder minder friedlich zusammenlebten. Damals.

Die Dorfstraße hielt unser Leben zusammen wie ein Gürtel unsere losen Sarafane, die Schürzenkleider, die

wir Mädchen trugen. Im Frühling, nach der Schmelze, oder nach den ersten heftigen Regengüssen im Herbst wateten wir bis zu den Knien im Matsch von unserer *isba* zu den Feldern und dem Fluss, der Vaïna. Im Sommer verwandelte sich die Straße in Wolken aus rotem Staub, der sich in die aufgesprungene Haut unserer Fußsohlen fraß. Im Winter dagegen versanken wir bei jedem Schritt bis zu den Oberschenkeln im Schnee, oder wir rutschten auf spiegelglattem Eis nach Hause. Hühner und Schweine liefen über die Straße. Dreck hing ihnen in den Federn und den Borsten. Kinder mit verfilztem und verlaustem Haar spielten dort, solange sie klein waren. Mit acht oder neun Jahren mussten die Jungen auf die Felder, um mit Stöcken und Steinen die Vögel zu verjagen, bevor sie säen und ernten halfen. Die Mädchen dagegen saßen an den Webstühlen des Klosters, wo ihre kleinen Finger für den feinsten Stoff bürgten. Ich selbst half in der Waschküche des Klosters aus, seit ich neun Jahre alt war. Dann und wann rollte ein voll beladener Karren durch das Dorf, vor den Rosse mit langen Mähnen und schweren Hufen gespannt waren. Er lud Waren am Kloster ab und brachte andere Güter zum Markt. Ansonsten geschah nichts.

An einem Tag im April, kurz vor Ostern – laut dem Kalender, den Zar Peter für seine Untertanen eingeführt hatte, war es das Jahr 1699 –, liefen meine jüngere Schwester Christina und ich die Straße entlang. Nach der letzten geduckten *isba* aus Holz, Lehm und Stroh weitete sich die Straße und führte an den Feldern vorbei zum Fluss. Es war der erste echte Frühlingstag, und die reine Luft roch noch nach dem größten Wunder unserer

baltischen Länder, der *ottepel*, der Schmelze. Christina tanzte, drehte sich um die eigene Achse und klatschte in die Hände, und die Freude am Ende der langen, dunklen Wintermonate war ihr anzusehen. Ich versuchte, sie trotz des schweren Bündels Wäsche in meinem Arm einzufangen, aber sie entzog sich geschickt meinem Griff.

Den Winter über ruhte alles Leben im *mir*, ähnlich dem flachen Atem eines Bären, der das Fett unter seinem Fell bis zum Frühjahr aufbraucht. Das bleierne Licht der langen Jahreszeit lähmte unseren Geist, und wir versanken in einer schlaffen, stumpfsinnigen Düsterteit, durch die Schwaden von *kwass* trieben. Wodka konnte sich niemand leisten, und das bittere, hefige Getränk aus altem Brot war genauso berauschend. Wir lebten überhaupt beinahe nur von Korn, von Hafer, Roggen, Gerste, Weizen und Dinkel, das wir zu ungesäuerten Brotfladen buken oder an Festtagen als Teig dünn rollten und mit eingekochtem Gemüse und Pilzen füllten. Unseren Brei, den *kascha*, süßten wir mit Honig und trockenen Beeren oder salzten ihn mit Speckrinden und dem Kraut, das wir im Herbst in Mengen klein schnitten, salzten und einstampften. Jeden Winter dachte ich mich vor lauter Sauerkraut übergeben zu müssen, doch ich zwang mich zum Essen. Es half uns, der Kälte zu widerstehen, die den Schleim im Rachen gefrieren ließ, bevor man ihn ausspucken konnte.

Gerade wenn Schnee und Frost zur Gewohnheit des Unerträglichen wurden, schwand die Kälte unmerklich. Erst herrschte nur einen Hahnenschrei länger Tageslicht, dann bog sich ein Zweig nach dem anderen nicht mehr unter der Schneelast. Gerade wenn wir nicht glauben konnten, dass die *ottepel*, die große Schmelze und

das Wunder unserer Länder, je kommen sollte, hörten wir das mächtige Krachen, mit welchem das Eis auf der Väina brach. Die Wassermassen spritzten auf, wild und befreit, und trieben die letzten Eisplatten mit mächtigen Schnellen stromabwärts. Nichts konnte sich ihrer Gewalt widersetzen, selbst kleinste Bäche schwellen an, traten über ihre Ufer, und die starken, schuppigen Fische der Väina sprangen wie von selbst in unsere Netze.

In den fiebrigen Sommermonaten waren die Blätter an den Bäumen dicht und von dunklem Grün. Schmetterlinge torkelten in der Luft, die Bienen hatten es viel zu eilig, um lange auf einer Blüte zu verweilen, bevor sie weiterflogen, vom Nektar berauscht und die Beine schwer von Pollen. Selbst die Vögel sangen unbeirrt die weißen Nächte hindurch. Niemand wollte auch nur einen Augenblick dieses Wunders verpassen. Und unsere Welt war wie gefangen in einem plötzlichen Rausch der Fruchtbarkeit und des Lebens.

»Glaubst du, es liegt noch Eis auf dem Fluss, Martha?«, fragte mich Christina zum mindestens zehnten Mal. Martha, so hieß ich damals, und am nächsten Tag sollte das große Frühlingsfest stattfinden. Seit Wochen sprachen wir von nichts anderem. Wir konnten es kaum abwarten, nach dem Waschen der Kleider selbst ins Wasser zu springen und uns den klebrigen, nach Rauch riechenden Winter von der Haut zu schrubben. Beim Fest am nächsten Tag erwarteten uns ungeahnte Wunder und Köstlichkeiten, von denen wir uns vielleicht einige leisten konnten. Die Leute aus den umliegenden *miry* kamen ebenso wie vielleicht ein unbekannter, gut aussehender Mann. So hofften wir zumindest.

»Lass uns um die Wette rennen!«, schlug Christina

vor und lief los. Ich aber stellte ihr ein Bein und fing sie gerade noch auf, ehe sie stolperte und fiel. Sie klammerte sich an mich wie ein Bub, der einen Bullen reitet. Wir verloren lachend und uns drehend und balgend das Gleichgewicht und fielen die Böschung hinunter, wo schon erste Primeln und wilde Kresse blühten. Das scharfe junge Gras kitzelte mich an meinen nackten Armen und Beinen, als ich aufstehen wollte. Oje! Die Kleider lagen über die ganze staubige Straße verteilt. Nun hatten wir wirklich einen guten Grund zum Waschen. Wenigstens konnten wir am Fluss arbeiten. Vor einigen Wochen noch hatte ich am Bottich hinter der *isba* mit der Axt das Eis aufhacken und beim Schrubben die Eisstücke beiseiteschieben müssen. Die Hände froren mir blau dabei, und Frostbeulen heilten nur langsam und schmerzhaft.

»Komm, ich helfe dir«, sagte Christina, sah aber doch rasch zum Dorf zurück. Gut, wir waren außer Sichtweite der *isba*.

»Du musst mir nicht helfen«, versicherte ich ihr aus falschem Stolz. Die Wäsche wog schwer auf meinem Arm.

»Sei nicht albern! Je schneller wir waschen, umso schneller können wir baden«, widersprach sie und nahm die Hälfte der Wäsche aus meiner Armbeuge.

Christina musste eigentlich keine Wäsche tragen, denn sie war die Tochter der Frau meines Vaters, Tanja. Ich dagegen war ihm von einem Mädchen im Nachbardorf neun Monate nach Mittsommer geboren worden. Da er schon mit Tanja verlobt gewesen war, hatte er meine Mutter nicht heiraten müssen. Die Mönche hatten das letzte Wort und verheirateten ihn natürlich lie-

ber mit einem ihrer Mädchen. Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und Tanja hatte keine andere Wahl, als mich aufzunehmen. Die Familie meiner Mutter hielt ihr auf der Schwelle der *isba* mein Bündel Leben entgegen. Sonst hätten sie mich am Waldrand ausgesetzt.

Tanja behandelte mich nicht ausgesprochen schlecht. Wir mussten alle hart arbeiten. Nur wenn sie ärgerlich war oder zu viel *kwass* getrunken hatte, zog sie mich an den Haaren, kniff mich in den Arm und zischte dann: »Du hast schlechtes Blut. Wer weiß schon, wo du wirklich herkommst? Schau dich doch an! Haare schwarz wie Rabenschwingen. Deine Mutter hat für alle die Beine breit gemacht. Pass nur auf, du Hurenbalg!«

War mein Vater in der Stube, so schwieg er, sah dann aber noch trauriger aus als sonst. Sein Rücken war von der Arbeit auf den Feldern des Klosters gebeugt, und erst nach mehreren Bechern *kwass* konnte er zahnlos lachen. Der Trank aus vergorenem Brot brachte ein stumpfes Licht in seine eingefallenen Augen.

Ehe wir weitergingen, drehte Christina mich zur Sonne. »Eins, zwei, drei... wer länger in die Sonne sehen kann!«, rief sie, noch atemlos von unserer Rauferei. »Schau hin, auch wenn es dir die Lider versengt! Zwischen den Flecken, die in deinen Augen tanzen, siehst du den Mann, den du heiraten wirst.«

Der Mann, den du heiraten wirst. Mehr hielt das Schicksal für Mädchen wie uns nicht bereit, und wir wollten der Zukunft in die Karten sehen. Um Mitternacht stellten wir drei wertvolle Lichter um eine Schale Wasser und legten einen Kohlekreis darum, doch kein Gesicht außer dem unseren spiegelte sich auf der Wasseroberfläche. Kein Mittsommer verging, ohne dass wir

sieben Sorten Wildblumen pflückten und den Strauß unter unser Kopfkissen schoben. Unser Zukünftiger wanderte dennoch nicht durch unsere Träume.

Ich gehorchte und schloss die Augen. Die Nachmittagssonne stand warm am Himmel, und Flecken tanzten sinnlos golden unter meinen Lidern. Ich küsste Christina auf die Wange. »Lass uns gehen! Ich will mich nach dem Baden auf den warmen Steinen am Ufer trocknen.«

Wir teilten die Wäsche und liefen Hand in Hand an den Feldern vorbei, wo die *Seelen* mit gebeugtem Rücken bei der Arbeit waren. Ich erkannte meinen Vater unter ihnen. Im Frühling wurde nur ein Teil des Feldes für die erste Ernte bestellt. Auf einem zweiten Teil wurden im Sommer Rüben, Bete und Kraut gepflanzt, alles, was man auch bei hart gefrorener Wintererde ernten konnte. Das letzte Drittel Erde ruhte bis zum folgenden Jahr. Die Zeit, in der wir für den Rest des Jahres vorsorgen konnten, war kurz, und einige verträdelte Tage konnten eine Hungersnot bedeuten. Im August blieb mein Vater leicht achtzehn Stunden auf den Feldern. Die Erde, die uns ernährte, liebten wir nicht, im Gegenteil: Sie war uns eine mitleidlose Herrin. Sechs Tage der Woche gehörten dem Kloster, der siebte dann uns. Für *Seelen* hatte Gott keinen Ruhetag vorgesehen. Die Mönche in ihren langen dunklen Gewändern liefen zwischen den Arbeitern hin und her und hielten ein scharfes Auge auf ihr Eigentum – das Land wie auch die *Seelen*, die es beackerten.

»Was, glaubst du, hat ein Mönch unter seiner Kutte?«, neckte mich Christina.

Ich hob die Schultern. »Viel kann es nicht sein, sonst sähe man es doch durch.«

»Das stimmt. Vor allen Dingen, wenn sie dich sehen«, antwortete sie.

Ich dachte an Tanjas Art, meine Mutter zu beleidigen. »Was meinst du damit?«, fragte ich vorsichtig.

»Martha! Und du willst älter sein als ich?«, rief sie, bevor sie ihren Knoten löste und die langen blonden Haare schüttelte. »Auf dem Jahrmarkt werden alle Männer mit dir tanzen wollen, und mich wird keiner beachten.«

»Unsinn! Du siehst aus wie ein Engel. Allerdings wie ein Engel, der dringend ein Bad benötigt. Komm jetzt!«

Wir fanden die seichte Stelle vom vorigen Jahr am Fluss sofort wieder. Ein kleiner Weg führte durch einen Birkenhain und niedriges Gebüsch bis dorthin. Ich sah erste Knospen an allen Zweigen. Bald sollten wilde Iris und Labkraut hier blühen. Beim Abstieg zum Ufer setzten wir vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Am Fluss angekommen, ordnete ich die Wäsche und legte die guten Leinenhemden und Hosen der Männer auf die eine Seite, die Sarafane und Leinentuniken, die wir Frauen an Feiertagen trugen, auf die andere. An den langen Winterabenden hatten wir ihre Kragen, Ärmel- und Rocksäume ebenso wie die Biesen unserer gesmokten Leinenblusen farbenfroh bestickt. Die Muster, die oft wie eine geheime Sprache in der Familie von Mutter zu Tochter weitergegeben wurden, leuchteten in den Nachmittag. Vielleicht konnten wir auf dem Jahrmarkt neues, buntes Garn gegen einige von Vaters Schnitzereien – Löffel und Becher – eintauschen.

Ich schlang mein Haar zu einem losen Knoten, damit es nicht in den schmutzigen Schaum hing, und faltete mein ausgebleichenes Kopftuch zum Schutz gegen

die Sonne. Dann zog ich an den Bändern, die in die Ärmelnähte meiner Bluse eingelassen waren. Ihr Stoff bauschte sich in unzähligen Falten, als ich den Rock meines wegen der noch frischen Temperaturen gefütterten und gesteppten Sarafans um meine Schenkel knettete. Aus der Entfernung sah ich wahrscheinlich wie eine Wolke auf zwei Beinen aus.

»Lass uns anfangen!«, schlug ich vor, griff nach dem ersten Hemd, und Christina reichte mir das wertvolle Stück Seife. Ich tauchte das Waschbrett in das klare Wasser und rieb die Seife sorgsam über seine scharfen Rippen, bis sie alle dick mit einer glitschigen Schicht bedeckt waren. Seife kochen war harte Arbeit, nach der einem alle Glieder schmerzten. Trug Tanja sie deshalb mir mit Vorliebe auf? Die beste Zeit dazu war der Herbst, nach den Schlachttagen des Klosters, wenn die Mönche das Fleisch für den Winter salzten, pökelteten und räucherten und es Unmengen von Knochen gab. Oder der Frühling mit der gesammelten Asche des Winters. Alle Frauen des *mir* kochten in großen Kesseln eine beißende Lauge aus Regenwasser und Asche, zusammen mit dem angesammelten Schweine- oder Rinderfett und Pferdeknochen, stundenlang ein. Die schleimige graue Brühe mit den großen heißen Blasen auf der Oberfläche, die laut und spritzend aufplatzten, wurde nur langsam von Stunde zu Stunde dicker. Wir mussten sie ständig umrühren, damit sie nicht anlegte. Es fühlte sich an, als wollten uns die Arme abfallen. Am Abend schütteten wir die Masse in Formen aus Holz. Hatten wir Salz, das wir dazugeben konnten, bekamen wir einen festen Brocken Seife. Aber Salz war oft zu wertvoll dafür. Wir benötigten es für die Tiere und um Fleisch und Kraut für

den Winter haltbar zu machen. So war die Seife oft nur ein Schleim, den wir dem Waschwasser zusetzten.

Der Fluss glitzerte verlockend in der Aprilsonne. Christina und ich arbeiteten rasch. Bei der lockenden Aussicht auf ein Bad tauchten wir die Kleider eifrig ein, schrubbten kräftig und schlugen sie auf die flachen Steine. »Stell dir vor, es ist der Abt!«, trieb ich Christina an, härter zu schlagen, auszuwringen und über die tief hängenden Zweige der Böschung zum Trocknen zu hängen.

»Auf die Plätze, fertig, los!«, rief Christina plötzlich, als ich noch das letzte Hemd glatt strich. Sie löste den Knoten in ihrem Gürtel, zog sich im Laufen den Sarafan und die Bluse über den Kopf und stand nackt in der Frühlingssonne. Wie anders sie aussah als ich! Christinas Haut war hell wie Rahm – *smetana* –, ihr Körper schlank, mit schmalen Hüften und knospenden kleinen Brüsten, die wohl genau in ihre hohle Hand passten. Ihre Brustwarzen erinnerten mich an Himbeeren. Dennoch konnte sie schon Kinder haben. Ihr Blut hatte im letzten Jahr zu fließen begonnen. Ich selbst dagegen... nun, Tanja hatte schon recht. Meine Haare waren schwarz und voll, meine Haut schimmerte matt wie Tonerde... oder getrockneter Rotz, wie Tanja es nannte. Meine Hüften waren breit, meine Brüste groß und fest.

Christina planschte in der seichten Uferströmung. Ihr Kopf tauchte zwischen den Felsen auf und ab, dort wo sich das Wasser in Teichen sammelte. Unter ihren Füßen leuchtete weiß der Sand des Flussbettes. »Komm, worauf wartest du?«, rief sie lachend, stürzte sich kopfüber in die Wellen und trieb zum Tiefen hin ab. Ich zog mich so schnell wie möglich aus, löste mein Haar und

eilte ihr nach. Wie lange wir dort badeten, tauchten und uns – wunderbar verboten! – die Körper mit der kostbaren Seife abschrubben, weiß ich nicht mehr. Unter Wasser öffnete ich die Augen, haschte nach Wasserschnecken, brach am Ufer spitze Schilfrohre ab, um einen Aal zu speißen, und zwickte Christina in die Zehen, als wäre ich ein dicker Fisch. Das Wasser war noch immer eisig. Auf meiner Haut bildete sich sofort eine Gänsehaut, als ich als Erste aus dem Fluss kam. Ich schüttelte mein Haar aus, und die fliegenden Tropfen funkelten in der Sonne, bevor ich es zu einem losen Knoten schlang.

»Besser als das Badehaus«, gurgelte Christina, die noch im Seichten trieb. »Wenigstens wird man nicht mit Zweigen beinahe blutig gepeitscht.«

»Das kann ich ändern«, sagte ich und brach einen Zweig von einem Busch. Christina quietschte und tauchte unter.

»Keine Sorge! Zu viel Baden und Peitschen kann nicht gut sein«, entschied ich, als ich Geräusche von der Straße her hörte. Pferde wieherten. Kies knirschte unter Karrenrädern. Männer sprachen. »Bleib im Wasser!«, wies ich Christina an und trat einen Schritt zur Seite, um den Weg überblicken zu können. Drei bewaffnete Reiter kreisten um einen Karren, der mit einer hellen Plane bedeckt war. Auf dem Kutschbock hielt ein Mann die Zügel in den Händen. Ich hatte das Gefühl, dass er mich trotz der Entfernung musterte, und ich wünschte mir sehnlich mein langes Hemd herbei.

»Wer ist das?« Christina ließ sich, auf dem Bauch liegend, in der seichten Strömung hin und her treiben, das Gesicht halb im Wasser.

»Pst! Ich weiß es nicht! Bleib, wo du bist!«

Zu meinem Schrecken sah ich, dass der Mann vom Kutschbock stieg. Er warf einem seiner Begleiter die Zügel zu und schlug den kleinen Weg zum Ufer ein. Ich rannte zu dem Busch, auf dem mein frisches Hemd trocknete. Es war noch immer feucht, aber ich schlüpfte hinein. Es gelang mir gerade noch, es über meine Schenkel zu ziehen, doch es klebte überall an meiner feuchten, sandigen Haut.

Kurz darauf stand der Mann vor mir. Er mochte so alt sein wie mein Vater, hatte in seinem Leben aber sicher weniger hart gearbeitet. Ein dunkler Fellkragen lag auf den Schultern seines langen russischen Mantels, und seine Hose war aus weichem Leder gefertigt. Der Gürtel war reich bestickt, doch seine hohen Stiefel waren mit Matsch und Kot bespritzt. Ich legte mir die flache Hand über die Augen. Trotz des Schattens, den sein flacher Hut aus Biberfell auf sein Gesicht warf, standen ihm Schweißperlen auf der Stirn. Wie alle Russen damals trug er einen Vollbart. Sein Blick glitt abschätzend über mich hinweg, bevor er seine Handschuhe auszog. An seinen kurzen dicken Fingern trug er mehrere Ringe mit bunten Steinen. Selbst der Abt trug nicht so viel Schmuck. Ich trat einen Schritt zurück, doch zu meinem Entsetzen folgte er mir.

»Kannst du mir den Weg zum Kloster sagen, Mädchen?«, fragte er mich in hartem Deutsch.

Er hatte noch alle Zähne im Mund, doch sein Zahnfleisch war dunkelrot vom Kautabak. Nach dem langen Ritt roch er nach Schweiß, aber hätte ich das Gesicht verzogen, wäre ich einem Fremden und Reisenden gegenüber unhöflich gewesen. Dennoch, seine Art, mich

zu mustern, bereitete mir Unbehagen. Ich spürte, dass meine Brüste sich unter dem dünnen, nassen Leinen abzeichneten. Schlimmer noch, mein Haar glitt aus dem Knoten, den ich zu hastig geschlungen hatte. Als ich nach den losen Strähnen griff, rutschte mir die Bluse von den Schultern.

Der Fremde fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sein Anblick erinnerte mich an die Schlange, die mein Bruder Fjodor und ich im letzten Sommer im Gestrüpp unseres Gemüsegeldes entdeckt hatten. Sie war hellgrün und fast durchsichtig gewesen, sodass ihre Gedärme dunkel durch die Haut schimmerten, als sie gefährlich langsam auf uns zuglitt. Sie sah giftig aus, tödlich. Obwohl Fjodor kleiner war als ich, hatte er mich hinter sich geschoben, sich gebückt und nach einem schweren Stein gegriffen. In dem Augenblick, als die Schlange mit geöffnetem Kiefer nach vorn geschossen war, hatte er ihr den Kopf zerschmettert. Der tote Körper zuckte und wand sich noch, als Fjodor ihn mit einem Stock in die Büsche warf.

Der Mann kam einen Schritt auf mich zu.

»Martha, gib acht!«, schrie Christina aus dem Wasser.

Der Mann wandte den Kopf und sah zu ihr hinunter. Ich nutzte den Augenblick, bückte mich und hob einen bemoosten Stein auf. Ich war noch Jungfrau, aber schließlich hatten wir Hennen und Hahn im Hinterhof und oft genug Hengste die Stuten auf den Weiden des Klosters besteigen sehen. Außerdem gab es in den *isby*, in denen die ganze Familie Körper an Körper, Atem an Atem auf dem flachen Ofen schlief, nur wenig menschliche Geheimnisse. Ich wusste genau, was er wollte.

»Das Kloster liegt die Straße geradeaus weiter. Du bist bald dort, wenn du dich beeilst.« Es ärgerte mich, dass meine Stimme zitterte.

Er kam noch einen Schritt näher auf mich zu. »Deine Augen haben dieselbe Farbe wie der Fluss. Was gibt es sonst noch an dir zu entdecken?«, fragte er und zupfte an meinem Hemd.

Nur ein Atemzug trennte uns. Ich wich nicht zurück, sondern zischte ihn an. »Wenn du näher kommst, schlage ich dir den Schädel ein. Mach, dass du auf deine Kutsche und zu den verfluchten Mönchen kommst!« Ich wog den Stein drohend in meiner Hand.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, dass seine drei Begleiter nun ebenfalls abstiegen. Sie schüttelten die Glieder wie nach einem langen Ritt und ließen ihre Pferde grasen. Ich biss mir auf die Lippen. Einen Schädel konnte ich einschlagen, aber gegen vier Männer war jede Gegenwehr sinnlos. Mein Mut schwand, und mein Herz schlug hart in meiner Brust. Der erste der Männer schien sich an den Abstieg zu machen.

Der Fremde lächelte siegesgewiss. In diesem Augenblick hörte ich, wie Christina im Wasser leise zu weinen begann. Ihr Schluchzen machte mich wütend. Der Zorn verlieh mir neue Kraft und neuen Mut. »Mach, dass du wegstommst, Russe!«, herrschte ich ihn an.

Er zögerte, befahl dem anderen Mann mit einem Handzeichen, er möge verharren, und grinste. »Bei Gott, du machst mir Spaß, Mädchen! Wir werden uns wiedersehen, und dann wirst du freundlicher zu mir sein.«

Er streckte eine Hand aus, so als wolle er auch noch mein Haar berühren. Christina schrie auf. Ich spuckte ihm vor die Füße. Sein Gesicht wurde hart. »Warte

nur!«, drohte er. »Martha, hm? So hat sie dich doch genannt, die Kleine im Wasser, oder?«

Ich schwieg, stumm vor Furcht, doch er drehte sich um und stieg die Böschung hinauf. Erst als er die Pferde vor dem Karren mit einem Zungenschnalzen angetrieben hatte und das Geklapper der Hufe wie auch das Rattern der Räder verklungen waren, ließ ich den Stein aus den verschwitzten Fingern gleiten und sank in dem groben grauen Sand in die Knie. Ich zitterte am ganzen Körper.

Christina watete aus dem Wasser zu mir. Sie umschlang mich und weinte. Wir hielten einander fest, bis ich nur noch vor Kälte und nicht mehr vor Furcht zitterte. Sie strich mir über das Haar. »Mein Gott, bist du mutig, Martha! Ich hätte es nie gewagt, den Mann mit dem lächerlichen kleinen Stein zu bedrohen.«

Ich sah auf den Stein neben mir. Er sah wirklich klein und lächerlich aus.

»Meinst du, wir müssen ihn fürchten?«, fragte sie dann.

Er hatte nach dem Kloster gefragt, dem wir gehörten. Unsere *isba*, unser Land, das Hemd auf meinem Körper ebenso wie wir selbst. Ich verjagte den Gedanken. »Un-sinn! Den Fettsack sehen wir nie wieder. Hoffentlich fällt er vom Kutschbock und bricht sich den Hals.« Ich versuchte zu lachen, doch es gelang mir nicht. Christina nickte. Sehr überzeugt wirkte sie ebenfalls nicht.

Wolken zogen vor die Sonne. Das erste zarte Blau der Dämmerung verschleierte das Tageslicht. Mir wurde kalt in dem feuchten Hemd, an dem nun wieder Schmutz klebte. So ein Unfug. Nun durfte ich es am nächsten Tag vor dem Fest noch einmal waschen. Ich klopfte mir Sand und Kieselsteine von den Schienbeinen.

»Lass uns gehen! Es wird dunkel«, sagte ich.

Schweigend schlüpften wir in unsere alten Kleider und sammelten die feuchte Wäsche ein, um sie über den flachen Ofen zu hängen, obwohl dadurch die Luft in der Hütte schwül wurde und Fjodor husten musste.

»Wir erzählen niemandem, was wir erlebt haben, nicht wahr?«, bat ich Christina. Vielleicht hoffte ich, das Treffen am Fluss ungeschehen machen zu können. Insgeheim aber ahnte ich bereits, dass der Vorfall Folgen haben würde. Nichts auf dieser Welt ereignet sich ohne Grund. An jenem Nachmittag am Fluss schlug mein Leben eine andere Richtung ein, so wie der Wetterhahn auf dem Dach des Klosters, der sich in einem unerwarteten Sturmwind drehte.

2. Kapitel

Es hatte geregnet in der Nacht vor dem Frühlingsfest. Die Mönche zwangen uns *nemzy* am Sonntag nicht wie ihre anderen *Seelen* in ihre Kirche. Wir waren katholisch getauft, doch Glaube war für mich nur Bitten, Beschwörung und das stete Schlagen des Kreuzes mit drei Fingern. Am Tag unseres Todes, so hofften wir *Seelen* wenigstens, sollte das genügen, um uns in den Himmel der Freigeborenen zu bringen.

Unsere nackten Füße sanken mit einem leisen, schmatzenden Geräusch in den weichen, warmen Schlamm des Weges hin zur Dorfwiese. Die Sandalen aus Bast und Holz trugen wir in den Händen, um sie vor dem Fest nicht zu verschmutzen. Tanja, Christina, meine jüngste Schwester Marie und ich liefen gemeinsam zur Festwiese neben dem Kloster. Marie konnte mit ihren vier Jahren kaum mit uns Schritt halten. Ich nahm sie an der Hand und passte meine Schritte ihrem Getrippel an.

Nach dem feuchten Morgen war der Nachmittag nun sonnig und der Himmel weit und blau. Männer bereiteten neben der Festwiese den Tanzboden für den Abend vor, und Frauen spannten zwischen den Birken rings um die Lichtung Seile straff, auf denen die Kinder Schaukeln konnten. Andere standen in ihren langen bunten

Kleidern beisammen, lachten, redeten, sangen Lieder und klatschten dabei in die Hände.

Auf der Festwiese selbst herrschte ein buntes Durcheinander. Menschen aus der ganzen Provinz waren zum Markt und zum Fest am Kloster gekommen. Vor dem ersten Zelt, an dem ich vorbeikam, war ein Bär angepflockt. Sein Fell war schmutzig und zerzaust. Als er sein Maul öffnete, sah man seine stumpf gefeilten Zähne. Auch seine Klauen waren beinahe bis zum Fleisch zurückgeschnitten. Von den gefangenen Tieren hielt ich mich besser fern. Ihre zornige, unberechenbare Natur schlummerte nur und war durch die Ketten nicht besänftigt. Im Winter fanden die fahrenden Händler, die sie gefangen hielten, oft keine Unterkunft und erfroren am Wegrand. Die Bären rissen ihre Kette aus den Händen des Toten, und der Hunger trieb sie in die nächstgelegenen Häuser und Höfe. So machten Anna und ich einen ehrerbietigen Bogen um den Petz, der seine Klauen sinnlos an einem Pfosten wetzte.

Marie sah sich rasch nach Tanja um, doch die bestaunte an einem Stand Ketten und Armbänder. Sie legte den kleinen Finger an die Lippen und hob dann neugierig die Klappe eines mit bunten Flickern besetzten Zeltes an.

»Marie!«, wollte ich sie mahnen, als sie schon nach Luft rang und entsetzt zurückwich. Ich nahm neugierig ihren Platz ein und erschrak ebenfalls. In der Mitte des Zeltes war ein schauriges Geschöpf angebunden. Es verschlug mir den Atem. Was war das dort? Etwa ein Mensch? Das Wesen hatte zwei Köpfe, vier Arme und zwei Beine. Ich unterdrückte einen entsetzten Ausruf, als ein Kopf uns ansah, während der andere hilflos

zur Seite hing. Aus dem schlaffen Mund rann Speichel, während so etwas wie ein Lächeln das zweite traurige, leicht schiefe Gesicht verzog. Eine Hand regte sich, die Finger streckten sich nach mir aus. Ich zählte sie ab. Es waren sechs! Ich wich einen Schritt zurück. Es war schauerlich, doch ich konnte den Blick nicht abwenden, und auch Marie drückte sich wieder neben mich.

»Aha, die jungen Damen! Schon neugierig auf mein Zelt der Wunder?«, rief da jemand.

Vor Schreck fielen wir fast vornüber in den Eingang des Zeltes. Der Mann, der hinter uns stand, hielt einen Zwerg an einer kurzen Kette, die um dessen Hals lag. Auf seiner anderen Seite stand ein Mädchen in einem Kleid aus leuchtend grünen und blauen Flickern. Als Gürtel trug sie ein Seil um die Mitte, und um ihr Haar war der Fetzen eines Fischernetzes geschlungen. Sie sah entsetzlich aus – ihr Gesicht wirkte wie in körniges Mehl gedrückt, die Wangen waren mit zwei grellroten Flecken bemalt, und die Brauen und die Augen hatte sie mit einem Stück Kohle nachgezogen. Zum ersten Mal sah ich eine geschminkte Frau.

Der Mann verneigte sich spaßhaft und stellte sich vor. »Ich bin Meister Lampert, der die Wunder der Welt in euer Dorf bringt.« Er trat den Zwerg in die Seite, woraufhin dieser einen Purzelbaum schlug. Die Schellen und stumpfen Münzen an seiner Jacke klirrten dabei heiter. »Niemand sonst hat Zwerge, Meerjungfrauen und schauerliche Geschöpfe wie ich. Kommt heute Abend in meine Vorstellung, meine Damen!«

Damen! Marie und ich kicherten. So hatte uns noch niemand genannt, doch Meister Lampert schien unsere Albernheit nicht zu bemerken. »Es gibt ein Wettschie-

ßen mit faulem Obst auf mein Ungetüm. So etwas habt ihr in eurem Kaff noch nie erlebt«, prahlte er stattdessen. Unser Kaff? Was fiel ihm ein? Wir selbst durften schlecht über den *mir* sprechen, aber gewiss kein Fremder. Ich blickte zu dem unglücklichen Geschöpf in der Zeltmitte hinüber. Es ließ nun beide Köpfe hängen und schlenkerte hilflos mit den Armen. Die Meerjungfrau – was immer das heißen sollte – lächelte mich an und entblößte dabei schwarze Zahnstümpfe.

Mein Gott, war ich froh, als mich in diesem Augenblick Tanja zornig ins Freie zog und Marie hinterherstolperte!

»Was trödelst du bei dem fahrenden Volk herum? Bist wohl eine der Ihren, oder? Komm, Christina und ich sehen uns den Feuerschlucker an!«, fauchte Tanja, schob mir aber eine Handvoll honiggesüßte Nüsse zu. Wie hatte sie das Geld dafür an Vater vorbeigeschmuggelt? Ohne Zweifel war es ein Festtag.

Eine bunte Musikantentruppe kam auf den festgetretenen Wegen zwischen den Zelten und Buden auf uns zu, und der Lärm der Trommeln, Flöten und Schellen schluckte gnädigerweise Tanjas Gekeife. Ich gab einige der Nüsse an Marie weiter und folgte Christina zu den Buden der Feuerschlucker, der Gaukler und des Zaubers. Der holte gerade einem Bauern einen roten Ball aus dem schmutzigen Ohr. Die Menge lachte und klatschte wie toll. Andere Männer drängten sich nach vorn, um sich auch einen Ball aus dem Ohr zaubern zu lassen.

Christina deutete auf den Feuerschlucker. »Hast du die Muskeln gesehen? Die müssen von dem vielen Feuer kommen, das er schluckt«, kicherte sie.

Ich seufzte innerlich. Wenn die Mönche nicht bald

unter ihren Leibeigenen einen Ehemann für Christina fanden, mussten wir bald ein Bündel am Waldrand aussetzen.

Ich schlenderte einige Schritte weiter zu einem Gaukler mit sonnengegerbter nackter Brust und einem langen weißen Bart. Auf die Stirn hatte er sich einen zinnoberroten Punkt gemalt, und schwere Ringe zogen seine Ohrläppchen in lange Schlaufen. Das weiße Haar trug er im Nacken zu einem Zopf gebunden. Ich konnte sein Alter nicht schätzen, denn seine Augen leuchteten hell und klar. Wie viel er in seinem Leben schon gesehen haben musste! Ich hingegen würde immer nur hier in diesem Dorf bleiben, in meinem *mir*.

Gerade brachte er die Menge mit einer Handbewegung zum Schweigen und nahm zu seinen drei Keulen noch eine vierte und fünfte mit dazu. Sein Geselle polierte derweil weitere Kegel, bis sie glänzten. Der Alte prahlte in gebrochenem Deutsch: »Zwei Kegel ... für Kleinkinder! Drei Kegel ... für Narren! Vier Kegel ... ist gut! Fünf Kegel ... für Meister!« Die Umstehenden klatschten, und Christina drückte sich neben mich. Maries Fingerchen stahlen sich in meine Hand, und Tanja gesellte sich ebenfalls zu uns. Die Keulen flogen steil in die Luft, sodass unsere Augen sie im Flug nicht mehr unterscheiden konnten. Die Sonne brach sich auf dem schimmernenden Holz, und der Alte ließ sich im Werfen noch ein sechstes und siebtes Holz reichen. Die Zuschauer waren atemlos vor Staunen, und die bunten Musikanten zogen wieder mit Getöse an uns vorbei. Als der junge Helfer seine Mütze zog und um Geld bat, gingen wir weiter, am Bader vorbei. Vor seiner Bude standen die Leute mit allerlei Gebrechen Schlange. Hinter mir hörte ich das

entsetzte Gurgeln und Protestieren eines Mannes, als man ihm den falschen Zahn zog. Vom Stand der Puppenspieler vernahm ich Jubel, der mich anzog.

Das Schauspiel war in vollem Gang. Wir ließen uns zusammen mit anderen Zuschauern im Gras nieder. Ein wenig konnten wir schon zusehen, ohne zahlen zu müssen. Das Schauspiel schien in einer Festung stattzufinden. Auf der Bühne trug eine Puppe eine runde, hohe und glitzernde Kappe, und auf ihrem Wams war der russische Doppeladler eingestickt. Das musste der junge russische Zar sein, dem gerade von der Marionette eines einfachen Soldaten der Durchgang verwehrt wurde. Der Mann neben mir lachte Tränen. »Worum geht es? Ist das der Zar?«, fragte ich flüsternd.

Er nickte. »Ja. Zar Peter wollte auf seinen Reisen vor zwei Jahren die Feste von Riga besuchen. Er ist kaum je in Moskau, wusstest du das?«

Ich hob die Schultern. Was ging mich der Verbleib des Zaren an? Doch er sprach weiter. »Aber die Schweden haben ihm den Besuch nicht gestattet. Ein einfacher Soldat hat den Zaren Aller Reußen aus den Mauern gejagt. Der König von Schweden stimmte seinem Mann bei.« Hier deutete er auf eine zweite Puppe, die auf einem Stuhl saß. »Der Zar soll noch immer vor Wut schäumen und hat allen Schweden Rache geschworen.«

Er schnäuzte sich in die Finger. Die Zarenpuppe hatte gerade einen Wutanfall und zertrat wild stampfend ihre Krone. Ich lachte laut mit den anderen und fütterte Marie mit den letzten süßen Nüssen. In diesem Augenblick fiel ein Schatten auf mich.

»Das ist sie«, sagte eine Stimme auf Russisch.

Ich sah auf. Es war der Mann vom Fluss.

3. Kapitel

Er stand dort mit seinen drei Begleitern sowie mehreren Mönchen und sah in seinem Mantel aus dunkelgrünem Samt noch wohlhabender aus als am Vortag, hier, inmitten der *Seelen*, Bauern, Lumpen und Tagedieben. Sein tief geschnürter Gürtel war reich bestickt und der weite Kragen seines Mantels trotz der warmen Frühlingssonne mit Pelz verbrämt. Tanja sprang auf und zog mich mit sich.

Einer der Mönche wies auf mich. »Tanja, ist das deine Tochter?«

»Nein, *otez*.« Die Anrede *Vater* verwendeten wir für jeden, der Macht über uns hatte. »Martha ist die Tochter meines Mannes. Aber ich habe sie aufgezogen. Was nicht heißt, dass man einer wie ihr Manieren beibringen kann«, fügte sie hinzu. Ihr Griff um mein Handgelenk schmerzte wie ihre Antwort. »Hat sie etwas angestellt?«, fragte sie streng.

Der Russe strich sich über den Bart und lächelte mich an. Seine Augen konnte ich dabei nicht erkennen, denn sie lagen im Schatten seines großen flachen Hutes aus Biberfell. Der Mönch griff mir unters Kinn, und ich kräuselte die Nase. Er stank nach eingelegten Zwiebeln und zu lange getragener Leibwäsche. Konnten sich die Pfaffen denn nicht einmal am Festtag waschen

oder zumindest die Wäsche wechseln? Der Pope musterte mich frech, ehe er mich losließ. Er wandte sich an Tanja. »Geht nach Hause. Wir kommen am frühen Abend in deine *isba*.«

»Aber heute Abend ist doch Tanz. Darauf habe ich mich den ganzen Winter über gefreut!«, rief Christina entsetzt. Darauf hatten wir alle uns den ganzen Winter über gefreut!

Der Mönch musterte Tanja mit eindringlichem Blick. Ihr Gesicht wurde leer und ausdruckslos. Stumpfsinn war die einzige und älteste Waffe der Leibeigenen gegen die Willkür der Herren. Wie oft scheiterten deren Befehle an der vollkommenen geistigen Leere, in der wir Zuflucht suchten. Die Macht unserer Herren machte sie unweigerlich zu unseren Feinden. Wir mussten mit Geduld ertragen, dass sie ständig in unsere heiligen Bereiche eingriffen – in die Familie und die Arbeit.

Was sonst blieb Tanja übrig? Wir gehörten dem Kloster. So gingen wir nach Hause. Christina schmollte, wagte mich aber nicht anzusehen. Tanjas Gesicht war vor Zorn verkniffen, und im Gehen spuckte sie mehrmals geräuschvoll aus. Wie sollte ich ihr den Vorfall am Fluss erklären? »Halt den Mund! Ich wusste es doch! Jemand wie du macht uns nur Ärger«, sagte sie, als ich es ihr erklären wollte.

Marie weinte und fiel dreimal auf dem kurzen Nachhauseweg hin. Beim dritten Mal nahm ich sie auf meine Hüfte. Ihr warmer kleiner Körper drückte sich an mich, und ich ahnte bereits, dass ich sie zum letzten Mal so spürte.

Als es gegen Abend endlich an die Tür unserer Hütte klopfte, war ich beinahe erleichtert. Warten auf das Ungewisse ist eine Strafe für sich.

Draußen zwischen den Hütten war es unwirklich still. Alles, was im *mir* Beine hatte und laufen konnte, befand sich auf dem Fest. Mein Vater hatte einige Male gefragt, was denn geschehen sei. Er erfuhr aber nur, dass die Mönche mich sehen wollten. Schließlich seufzte er, erhob sich vom Ofen, auf dem er lag, und schenkte sich in eine flache Schale etwas *kwass* nach. Dann setzte er sich auf die Bank in der roten – also der guten und sauberen – Ecke der Hütte und staubte widerwillig die Ikone des heiligen Nikolaus ab. Sie war mit billigen Erdfarben auf eine raue, flache Holzplatte gepinselt. Dann betrachtete er das schlichte Holzkreuz, das danebenhing, und überlegte kurz. Schließlich hob er die Schultern und ließ beide nebeneinander hängen.

Mein Vater klopfte auf die Bank neben sich, und ich setzte mich zu ihm. Zu meiner Überraschung lächelte er. »Was hast du denn ausgefressen, Martha? Mir kannst du's ruhig sagen.«

Ich zuckte die Achseln. »Nichts Besonderes. Ein Russe, der bei den Mönchen wohnt, wollte mich vor zwei Tagen am Fluss angreifen. Da habe ich gedroht, ihm den Schädel einzuschlagen.«

Mein Vater lachte so sehr, dass er husten musste. Er war schon lange krank von dem Rauch, der stetig vom flachen Ofen in unsere Hütte zog.

»Nichts Besonderes nennst du das? Gut. Du machst mir Spaß, Mädchen«, sagte er, als er wieder Atem schöpfen konnte.

Wir schwiegen, bis sie kamen. Tanja musterte mich kalt und abschätzend.

Die Männer stießen die Tür von selbst auf. Das Gesicht meines Vaters wurde leer und ähnelte Tanjas Miene zuvor. Sie kamen über die erhöhte Schwelle, die Matsch und Regen aus der *isba* fernhielt, in unsere Stube. Mein Vater stand kurz auf, bekreuzigte sich auf russische Weise mit drei Fingern und sank dann wieder nieder.

Der Russe vergrub seine Nase angewidert in seine Armbeuge. Aus der frischen Luft kommend, traf ihn der Geruch in der *isba* wahrscheinlich wie ein Schlag. Angewidert sah er sich zwischen den vier Wänden um, die unser erbärmliches Leben zusammenhielten. Zwischen den Balken der Wand steckte gekochtes Moos, das die Kakerlaken fernhielt. Am Boden neben dem großen Ofen, auf dem wir schliefen, falteten wir die bescheidenen Bündel von Kleidern und Decken zusammen. In der Ecke neben dem Bottich mit Wasser stapelten sich unsere sechs Schalen aus grob geschnitztem Holz. In einem zweiten Eimer erleichterten wir uns und leerten ihn dann auf die Straße. Angeekelt zog der Mann die Mundwinkel nach unten und wischte seinen schmutzigen, verkoteten Absatz am Stroh auf dem Boden ab. Ich hasste ihn für diesen Hochmut. Es war doch mein Heim.

»*Brat*«, begrüßte der Mönch meinen Vater. *Bruder*.

Mein Vater antwortete mit einem gemurmelten »Willkommen, *otez*«. Er sprach den Mönch mit *Vater* an.

Der verneigte sich vor unserer Ikone und bekreuzigte sich. Nun konnte der Besuch beginnen. »Gut, dass du deine Ikone sauber hältst.«

Mein Vater lächelte stumm, ich aber konnte mir das bekannte Bauernsprichwort nicht verkneifen. »Pah, Ikonen! Wenn sie nicht zum Beten taugen, dann kann man damit die Nachttöpfe zudecken. Die Nachttöpfe.«

Marie kicherte, doch der Mönch runzelte die Stirn und wandte sich an meinen Vater. »Wir haben einen Gast im Kloster, Wassili Gregorowitsch Petrow. Wassili ist Kaufmann in Walk und benötigt dort eine Dienstmagd. Dabei hatte er die Gnade, an deine Familie zu denken.«

Die Gnade. Ich verschluckte mich fast vor Zorn. Wassili musterte mich eindringlich.

Tanja aber sprang auf und schob Christina nach vorn, verneigte sich leicht vor Wassili und leckte sich die Lippen. Dabei sah sie aus wie eine Eidechse, die nach einer Fliege schnappt. »Herr, in einem großen Haus braucht man Hilfe. Ich sage dir, Herr, niemand arbeitet so hart, niemand ist so geschickt wie meine Christina. Sieh sie dir an, Herr! Ist sie nicht ein Engel?« Sie zerzte und rupfte an Christinas Zopf, bis deren blonde Locken ihr lose über die Schultern fielen. »Schau doch! Ihre zarte Haut und die schönen Zähne!« Nun zwang sie Christinas schmal geschwungenen Kiefer auf, sodass ihre Zähne sichtbar wurden. Es war widerlich. Wie auf dem Viehmarkt im Frühling! Selbst der Mönch zog die Augenbrauen hoch. Mein Vater drehte das Gesicht zur Wand.

Wassili aber griff abschätzend nach Christinas Handgelenk und drehte es um. Die Adern darin schimmerten blau durch ihre helle Haut. Er schüttelte den Kopf. »Nein, die ist mir zu schwach. Sie stirbt nach einem Winter. Ich kann es mir nicht leisten, nutzlose Esser

durchzufüttern.« Dann kniff er sie in die schmalen Hüften. »Zum Kinderkriegen taugt sie auch nicht.«

Der Mönch strich sich über den verfilzten Bart.

»Nein, die da will ich haben. Sie ist stark und gesund wie ein Ross«, sagte Wassili und deutete auf mich. Mir wurde schwindelig. Tanja mischte sich abermals ein. »Nein, sie hat schlechtes Blut. Und dazu ist sie noch dumm und faul.« So leicht wollte sie wohl nicht aufgeben.

»Halt den Mund!«, knurrte Wassili und griff in den Lederbeutel, der neben einem Degen und einer Pistole an seinem Gürtel hing. Die Reise mit einem Wagen voller Güter war lang und gefährlich. Er reichte dem Mönch einige Münzen.

Tanja schob sich wieder nach vorn. »Und wir? Wir verlieren eine Arbeitskraft, wenn sie geht.« Fordernd streckte sie die Hand aus. Mein Vater hatte noch immer vor Scham das Gesicht abgewandt. Wassili zögerte kurz. Der Mönch zuckte mit den Achseln, und so gab er Tanja eine silberne Münze. Sie biss kurz darauf und steckte sie zufrieden ein. Mehr war ich ihr also nicht wert.

»Pack deine Sachen, Mädchen!«, wies mich Wassili an. »Mein Wagen steht schon draußen. Wir brechen sofort auf.«

Tanja half mir mit einem leichten Stoß nach. Viel zu packen hatte ich nicht. Ich trug meine gute, am Kragen mit Blumen bestickte Leinenbluse über einem sauberen Sarafan. Bei der Reise würde sie in Mitleidenschaft gezogen werden, denn Walk lag etwa drei Tagesritte entfernt. So schnürte ich meinen Gürtel auf. Der Mönch wandte sich ab, Wassili aber musterte mich von oben bis unten, als ich vor seinen Augen aus dem Hemd schlüpfte und

mir meine schlichte Bluse und einen alten, weiten Sarafan überzog. Die Wangen brannten mir vor Scham, als ich meinen Zopf zum Knoten schlang und das Kopftuch fest um die Stirn band. Leicht sollte er es nicht haben, das schwor ich mir.

»Ich bin fertig«, sagte ich dann nur.

Bevor ich die Tür erreichte, umarmte mich mein Vater zum ersten Mal in meinem Leben. »Gib auf dich acht, mein Kind! Deine Mutter war eine gute Frau. Wir sehen uns im nächsten Leben, so Gott will«, flüsterte er mir ins Ohr.

»Was mag ich Gott schon bedeuten?«, zischte ich, um die Tränen zu unterdrücken.

Wassili packte mich am Handgelenk, und Marie heulte laut auf. Tanja gab ihr eine Ohrfeige, worauf die Kleine noch gellender schrie. Einer der Mönche schlug segnend ein Kreuz über mich. Ich fauchte ihn an.

Dann war ich zur Tür hinaus und saß neben Wassili auf dem Kutschbock. Seine drei Begleiter waren nicht einmal abgestiegen und musterten mich nur kurz. Sie wussten wohl schon vorher, dass der Handel schnell abgeschlossen sein würde. Ich fühlte mich krank vor Demütigung.

Auf der Reise nach Walk weinte ich meist. Wassili sprach kein Wort mit mir. Ab und an schnalzte er mit der Zunge nach den Pferden und trieb sie zu einem raschen Trab über die Wege zwischen den Feldern an, deren Schollen bereits trocken glänzten. Auf den Ebenen ritten seine Begleiter vor und hinter dem Wagen, sodass wir aus der Ferne aussehen mochten wie ein Zug Wildgänse am Himmel. Im Wald wurde der Karren von

den Pferdeleibern geschützt, um Diebe und Wölfe abzuwehren. Ich wagte mich kaum umzusehen. Ich kannte nichts als unseren *mir*, mein Dorf und meine Welt. Im Gasthaus, in dem wir übernachteten, hatte ich meine eigene Kammer – zum ersten Mal in meinem Leben! –, in die Wassili mich einsperrte. Das Bett war ein Strohlager, aber es war bequemer als der harte Ofen, auf dem ich daheim geschlafen hatte. Einer seiner Begleiter ruhte auf meiner Schwelle, die beiden anderen bewachten den Karren. Natürlich hatte Wassili Angst, dass ich weglief.

Ich aber wusste nicht einmal, wohin ich sollte.

Es gab kein Zurück.

4. Kapitel

Der erste Anblick, den Walk bot, war überwältigend. Die Häuser waren viel größer als in meinem *mir* und als unsere *isba*. Viele standen groß und behäbig zwischen Wiesen und Feldern auf Stelzen, um vor der Überschwemmung während der *ottepel* sicher zu sein. Ringsum lagen zu Dutzenden die Hütten ihrer *Seelen*. Die meisten Menschen aber wohnten geschützt innerhalb der Mauern von Walk. Ich versuchte, die Schornsteine der Stadt zu zählen, gab es aber auf, als wir auf unserem Karren durch das Tor rollten. Es war Markttag, und das Gewimmel auf den Straßen erinnerte mich an die Ameisenhaufen, die wir im Herbst ausräucherten, bis die Insekten lustig in alle Richtungen flohen. Menschen drängten sich überall. Bauern trugen Käfige mit Federvieh auf den Schultern oder trieben Kälber und Schweine vor sich her. Feine Herrschaften mieden mit ihren sauber geknöpften Röcken und Schuhen aus glänzendem Leder den Schmutz der Straße. Einfache Frauen eilten mit ihren Einkäufen vom Markt nach Hause. Jungen priesen mit lauter Stimme, roten Backen und einem vollen Bauchladen frische Backwaren an. Bettler und Lumpenvolk ließen hier einen Apfel, dort eine gefüllte Börse mitgehen. Hunde keilten sich kläffend um den Abfall, der vor die Häuser geworfen wurde, und die Kut-

scher anderer Karren ließen die Peitsche knallen und bahnten sich fluchend ihren Weg durch das Gewühl. Mir schwindelte. Was ich hier sah, war noch viel besser als Meister Lamperts Zelt der Wunder. Wassili antwortete mir auf meine Fragen, die ich mir nicht verkneifen konnte, nur knapp und mürrisch. Ja, das dort, in den eng anliegenden knielangen Hosen und den Strümpfen über den Schienbeinen, den Schuhen mit Schnallen aus Metall und den schmalen, langen Jacken, das waren Polen. »Sie halten sich alle für etwas Besseres, heimatloses Volk!« Dort drüben, das waren dann Tataren aus dem Osten. »Blutrünstiges, faules Gesindel. Denen kann man nicht über den Weg trauen.« Scheu musterte ich die Männer mit den schrägen Augen, den hohen Wangenknochen und den grob gegerbten und um die Waden gewickelten Fellen. Die schwedischen Soldaten der kleinen Garnison der Stadt waren hochgewachsen und blond. Sie zwinkerten mir zu, bevor sie die deutschen Bürgersfräulein anlachten, die zusammen mit ihren Müttern und Mägden von Bude zu Bude schlenderten. Was hätte ich dafür gegeben, wie sie zu sein – frei und doch behütet! Ich musterte sie voll Neugierde: Ihr Haar war sauber unter einer steifen, gebauschten Haube verborgen, doch ihre Leibesmitte war in den Kleidern mit den langen, weiten Röcken geradezu unanständig eng geschnürt, sodass sich ihr Busen und Oberkörper deutlich und unanständig unter dem Leibchen abzeichnete. Eine Gruppe russischer Priester, die Popen, grüßte Wassili, und ich sah weitere Russen in schleppenden Gewändern mit breiten Kragen und verfilzten Bärten, in denen noch die Mittagssuppe hing. Nur wenige Monate später befahl ihnen der Zar, sich die Bärte abzuschneiden,

obwohl glatt rasiert zu sein für einen Russen Gotteslästerung war. Christus selbst war auf allen ihren Ikonen bärtig zu sehen. Peter musste wahnsinnig geworden sein oder eben doch ein Wechselbalg, den seine verzweifelte Mutter nach der Geburt einer Tochter aus der deutschen Vorstadt von Moskau eingeschmuggelt hatte. Ja, sicher, so musste es sein! Peter war ein falscher Zar, der unter dem Einfluss seiner deutschen Geliebten stand, der Hure Anna Mons. Dabei hatte er doch eine gute Frau geheiratet, Ewdokia, eine adlige Russin, die ihm dazu noch einen gesunden Thronerben geschenkt hatte, den Prinzen Alexej.

Mich grinsten die Russen frech an, doch ich streckte hinter ihrem Rücken die Zunge heraus. Meine Nase war bald stumpf von den Gerüchen der Stadt. In unserem *mir* hatte sich all dies – Schweiß, Schmutzwasser, das Vieh, das offen streunte, und unser Unrat, der auf die Straße geleert wurde – in den Weiten unserer Ebenen verloren. Hier hingegen sammelte die Mittagssonne die Luft in erstickend warmen Wolken in den Gassen. Die Bewohner leerten ihre Nachttöpfe aus den Fenstern den Fußgängern einfach auf den Kopf und über die Kleidung. Es duftete aber auch köstlich nach Erbsensuppe, nach Sauerkraut, nach *kascha*, den mit Kohl und Fleisch gefüllten *pirogi*, gebratenem Huhn und frischem Fladenbrot. Es gab noch viele andere Düfte, die ich in meiner Unbedarftheit jedoch nicht beim Namen nennen konnte.

»Ist es noch weit?«, wagte ich schließlich zu fragen. Ich hatte jeden Sinn für Woher und Wohin verloren. Der Himmel war nur ein blauer Flecken über meinem Kopf, und ich sah weder Wald noch Flur oder Fluss, die mir sonst den Weg wiesen. In welche Richtung ich mich

auch wandte, überall gab es nur Häuser, Gassen und Menschen.

Wassili zog an den Zügeln und pfiiff. In einer langen, hohen Mauer öffnete sich ein Tor. Die Pferde warfen schnaubend die Köpfe hoch und bogen mit klappernden Hufen in einen gepflasterten Hof ein.

»Wir sind da«, sagte er knapp.

Das Haus lag innerhalb der Stadtmauern und doch dicht am Fluss. Es kam mir riesig vor. Wie viele Familien wohl darin lebten? Unter und zwischen den Pfählen, auf denen das Gebäude stand, waren Schweine und Hühner eingepfercht. Rechts vom Haus lag der Pferdestall mit Unterstand für den Karren. Dahinter war ein großer Gemüsegarten angelegt, größer als für alle unsere *isby* zusammen. Es roch warm nach Tierleibern, als Wassili einem jungen Knecht die Zügel zuwarf und mich vom Kutschbock hob. Dabei streifte seine Hand meine Brust, und ich erschauerte. Er aber blieb völlig ungerührt. »Da kommt Nadja. Geh mit ihr ins Haus!«, befahl er.

Ich umklammerte mein Bündel und drehte mich um. Eine Frau kam über den Hof auf uns zu. Ihr dunkles Haar war von grauen Strähnen durchzogen, und ihre Augen traten leicht aus den Höhlen hervor. Ihr Gesicht erinnerte mich an einen der dicken Frösche, die wir Kinder mit Halmen aufbliesen, bis sie mit einem Knall zerplatzten. Auf einer Warze an ihrem Doppelkinn sprossen drei Haare, und an ihren Händen wie auch an der Schürze, die sie über den dicken Leib gebunden hatte, klebten frisches Blut und Federn. Sie runzelte die Stirn. »Wer ist das, Herr?«, fragte sie über meinen Kopf hinweg und stemmte die Hände in die fetten Hüften.

»Eine neue Magd, Nadja.« Wassili mied ihren Blick.
»Sie heißt Martha.«

»Martha ... wie noch?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich nicht. Ist das denn wichtig?«

Nadja führte mich in meine Kammer. Sie war außer Atem, als wir den zugigen kleinen Raum erreichten, denn die Stiege, die hoch unter das Dach führte, war steil und schmal. Blanke Bohlen lagen auf dem Boden, und zwischen zwei schmalen Bettstellen stand eine Truhe russischer Art, aus Eichenholz gezimmert und mit Schiefer und Eisenbändern beschlagen. Im Eck entdeckte ich einen Eimer. Als wir hereinkamen, stand ein anderes Mädchen von dem zweiten Bett auf. Sie faltete den Sarafan, den sie gerade bestickte, und legte ihn in die offene Truhe. Ich bemerkte das teure farbige Garn, mit dem sie arbeitete, als sie vor Nadja knickte.

»Mach Platz in der Truhe, Olga!«, verlangte Nadja.
»Wir haben ein neues Mädchen.« Als sie mein Gesicht sah, keckerte sie. »Was hast du erwartet? Eine ganze Zimmerflucht für dich allein? Olga ist ebenfalls Küchenmagd. Sie kann dir gewiss das eine oder andere zeigen.« Olga errötete. Wie zart sie neben der mächtigen Nadja wirkte! Ihre Schlüsselbeine stachen wie zwei Kanten durch die blasse Haut unterhalb ihres langen schlanken Halses, und ihre knöchigen Gelenke wirkten durchscheinend, als sie die Hände dicht neben ihren dicken blonden Zopfspitzen faltete. »Mach dir's bequem, Martha, und gib mir keinen Grund zur Klage!«, sagte Nadja und wollte gehen.

»Gewiss nicht«, antwortete ich. »Ich habe in den

Klosterküchen gearbeitet und in der Speisekammer der Mönche hausgehalten ...«

»Umso besser«, unterbrach mich Nadja und sah zu, wie Olga ihre Habseligkeiten in eine Ecke der Truhe schob. Meine saubere Bluse und der Sarafan, die ich am Fest getragen hatte, nahmen gewiss nicht viel Platz weg. Doch als ich meine Sachen ablegte, sah ich in der Truhe noch mehr Dinge liegen – ein Kleid, das nach westlicher Art geschnitten war, Wollknäuel in tiefen, wertvollen Farben, einen Kamm aus einem dunklen, harten und schimmernden Material wie auch ein Dutzend Knöpfe, die zur späteren Verwendung wie ein Strauß Blumen zusammengebunden waren. Woher hatte Olga diese Schätze?

»Noch Fragen?« Nadja rasselte mit dem Schlüsselbund an ihrem Gurt. Es war klar, wer hier im Haushalt das Sagen hatte.

»Ja«, sagte ich.

Sie hob die Brauen. »Nämlich?«

»Wie soll ich mich hier nicht verlaufen? Das Haus ist riesig.«

Olga kicherte, und Nadja hatte gleich eine Antwort. »Du Landei bleibst am besten bei mir in der Küche.«

Nichts, was Nadja je sagte, duldeten Widerspruch. Vielleicht konnte mich ihr Wohlwollen wie auch Olgas Gegenwart in der Kammer vor Wassili schützen, so hoffte ich zumindest. Doch mein Magen verknötete sich vor Furcht. Wie sollte ich hier ein Auge zutun und dennoch die Kraft haben, meine Aufgaben zu erledigen? Ich dachte an Wassilis Worte am Fluss. Er wirkte nicht wie ein Mann, der leere Drohungen ausstieß.

5. Kapitel

Wir pökelten Fisch und Fleisch, legten Pilze und Nüsse ein, marinierten Obst, Gemüse und Heringe mit Alkohol, Senf und Essig und füllten ganze Werst an Schafsdärmen mit würzigem Fleisch zu Wurst. Hühner, Gänse und Ferkel liefen mir in der Küche zwischen den Füßen herum, und der stetig glühende Ofen steigerte die Hitze jenes Sommers ins Unerträgliche. Sobald Nadja mir den Rücken zuwandte, naschte ich und hatte beim Kochen ständig meine Finger in den Töpfen.

»Nasch nicht zu viel, sonst schlachtet Nadja dich im Herbst gleich mit«, neckte mich Olga, doch ich konnte nicht anders. Ich hatte ja nicht geahnt, dass es solche Köstlichkeiten gab. Früher, an Festtagen, hatte ich in der Küche des Klosters ausgeholfen. Aber was war die magere Kost der Mönche gegen dieses Himmelreich?

Wassilis Vorratskammer musste für seine vielen Gäste, die oft über Tage hinweg blieben, gut gefüllt sein. Auf den Regalen standen Flaschen mit Essig und Öl, saure Gurken waren in hohen Gläsern eingelegt. Milch säuerte in Fässern zu Kefir, wenn Nadja mich den Rahm nicht zu salziger Butter schlagen ließ. Oder die Milch hing in Musselintüchern zu Käse ab. In Säcken lagerten Grieben, Mehl, rote und weiße Zwiebeln, Nüsse, Linsen, Erbsen und Bohnen, schmale grüne ebenso wie

die dicken weißen, aus denen Tanja früher schleimigen Eintopf gekocht hatte. Neben den zart-salzigen Schinkenseiten hingen Gewürzbündel von der Decke herab. Nur den Safran sperrte Nadja in einer Schatulle weg. Er stammte aus einem Land mit Namen Indien und wurde auf dem Markt mit Gold aufgewogen. »Einmal hat eine Magd doch davon gestohlen. Wassili befahl mir, ihr die Finger zu brechen. Nur wuchsen sie dem dummen Ding nicht wieder gerade zusammen, und wir mussten sie davonjagen«, erinnerte sich Nadja gleichmütig.

Wenn ich nicht in der Küche half, dann klopfte ich Felle und Teppiche aus und wendete oder wechselte das Stroh auf dem Boden. Ich wachste die Bohlen, bis sie wie Gold glänzten und nach Honig dufteten, und staubte die vergoldeten Rahmen der Ikonen an den holz- und lederverkleideten Wänden ab. Mir war zwar unbehaglich zumute, wenn ich am Morgen Wassilis Schlafzimmer säuberte und sein Bett lüftete, aber ich strich auch ehrfürchtig über die gestärkten und nach Kräutern duftenden Laken. Nadja ließ mich das Leinen vor dem Bügeln mit dem heißen Eisen mit Wasser bespritzen, in dem sie geschälte Kartoffeln hatte quellen lassen. Selbst die Mönche des Klosters ruhten auf kargen Pritschen, und in unserer *isba* hatte ich mich zum Schlafen zusammen mit den anderen Familienmitgliedern wie eine Sau im Stall tief in das warme Stroh auf dem großen flachen Ofen gewühlt. Ich versuchte, mir den Gedanken an meine Familie und an mein Leben in der *isba* zu verbieten. Doch sie fehlten mir so sehr, dass mir selbst die Erinnerung an Tanjas ständiges Gemecker und ihre Beleidigungen erträglich vorkamen. Abends weinte ich oft, doch Olga tröstete mich nicht, sondern lag nur auf

ihrer Pritsche, die Augen geschlossen und die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Wassili handelte mit allem, was Geld brachte: mit derbem Leinen aus Russland, mit Samt aus Frankreich und einem Stoff, der Seide hieß. Einmal nahm Olga einen Ballen von den Regalen und hielt ihn sich an die Wange. Sie seufzte vor Behagen, als der schimmernde Stoff ihren blassen Wangen Farbe verlieh. »Weißt du, dass die Seidenfaser weder wie Flachs für das Leinen auf den Feldern noch wie Wolle auf den Schafen wächst?«, fragte sie. »Ach? Woher kommt sie dann? Fällt sie vom Himmel, oder was?«, fragte ich. »So ungefähr. Wassili sagt, dass dicke, fette Larven sich darin einspinnen, die den ganzen Tag nichts anderes tun, als an einem ganz bestimmten Baum zu hängen und die Blätter zu essen.« Ich lachte. »So ein Unsinn. Für wie dumm hältst du mich? So eine Larve wollte ich auch gern mal sein«, hielt ich dagegen. »Ja, das könnte uns wohl allen gefallen«, erwiderte Olga mit klarer Stimme.

Wassili führte genau Buch über seine Güter: Wachs und Honig, Salz, Zucker und Mehl. Meerschaum, Fette und Öle, Leder, Stoff und die kleinen Beutel mit einem seltsamen weißen Pulver, das berauschend wirkte. Ich merkte sofort, wenn Wassili davon geschnupft hatte. Er lachte dann unaufhörlich und machte sich zusammen mit seinen Freunden zum Feiern auf. Seine Gerte tanzte dann eine Polka auf dem Schaft seiner glänzend polierten Stiefel, ganz im Takt seiner Schritte.

Einen zweiten Lagerraum hielt er jedoch fest verschlossen.

»Was ist darin?«, fragte ich Nadja bei meinem ersten Besuch im Lagerhaus.

»Ich riskiere Kopf und Kragen, wenn ich es dir sage«, knurrte Nadja, verriet es dann natürlich doch, stolz über ihr Wissen. Dort verbargen sich verbotene Schätze: Zobel, Nerz, Wodka und Tiegel voller Eis, das den darin gelagerten Kaviar kühl hielt. Wassili setzte mit diesem geheimen Handel sein Leben aufs Spiel, denn er war allein dem Zaren vorbehalten. Selbst hier, außerhalb des Russischen Reiches, konnte man ihm dafür die Nase abschneiden oder ihn rädern. Wenn es um sein Einkommen ging, war mit keinem Zaren zu scherzen, auch mit Peter nicht. Denn sonst hörten wir nur die seltsamsten Geschichten über diesen Zaren. Wenn Wassilis Kunden ankamen, drängten Olga und ich uns am Fensterbrett der Küche und lockten sie mit Rufen, Gelächter und in die Luft geworfenen Küssen zu uns. Bei einem Becher *kwass* erzählten sie uns dann alles, was wir wissen wollten.

»Mädchen, du glaubst es nicht. Der Zar soll nicht mehr in Russland sein. Er reist durch Europa, nennt sich Peter Michailow, frisst nur Kohl wie du und ich und lernt in Holland, wie man Boote baut.« Was für ein Unsinn, dachte ich, schwieg aber höflich. Niemand, der recht bei Trost war, würde das reichste aller Leben gegen unser elendes Dasein eintauschen. Oder: »Wenn Peter so weitermacht, dann wird es uns der König von Schweden noch zeigen. Karl der Zwölfte ist noch ein Kind, aber er exerziert von früh bis spät mit seinen Truppen, baumlangen, bärenstarken Kerlen. Sie machen zehn Schritte, wenn wir nur einen machen. *Er* ist ein echter König.«

Doch eines Abends Ende Mai, als sowohl die Sehnsucht nach meiner Familie wie auch die Furcht vor Wassili

mich in den weißen Nächten wach hielten – hatte ich mich je nach ihnen und ihrem Zauber geseht? –, da hörte ich die Bohlen unserer Kammer unter leisen Schritten knarren. Ich schreckte augenblicklich zusammen und hielt mit dem Weinen inne. Mein Herz raste. War Wassili nun doch gekommen? Mir kam es so vor, als seien das Warten und die Ungewissheit Teil seiner Strafe für mich, während es ihm Vergnügen bereitete. Ich kniff die Augen zusammen, doch als ich aufzusehen wagte, stand Olga neben meinem Bett. Das Mondlicht bildete Pfützen um ihre Füße, und ihr Nachthemd hing schlaff wie eine Flagge bei Windstille an ihrem mageren Körper.

»Was ist?«, schniefte ich, setzte mich aber auf. Ich hörte die Herausforderung in meiner Stimme. Wollte sie sich über mich lustig machen, oder gab es einen Grund, mich bei Nadja für meine Traurigkeit zu verpetzen? Ich wurde auch schon zur Russin, denn im Zarenreich traute niemand dem anderen auch nur einen Fußbreit über den Weg. Doch statt mich zu verspotten oder mich zu verraten, strich mir Olga über das Haar. Ich hielt den Atem an. Ihre Berührung, die meine Locken streifte, war so flüchtig wie eine Vogelschwinge. Doch ihre Geste bedeutete mehr für mich als ein Trank klaren Wassers an einem heißen Sommertag oder ein Pelzmantel im Winter.

»Weine nicht, Martha!«, flüsterte sie. »Du brauchst deine Kraft, und du musst stark sein. Für uns *Seelen* sind die Dinge, wie sie sind. Nichts wird sich je ändern.« Ich wischte mir die Tränen von den Wangen. Am liebsten hätte ich sie an mich gezogen und sie gebeten, mich zu halten, doch mein Stolz verbot es mir. Ich konnte nur

auf das Beste hoffen, was immer das in diesem Haus bedeutete, wo ich Wassili auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Olga lächelte mich noch einmal an. Es war nicht mehr als ein Schatten in ihren Mundwinkeln, und ihr Gesicht war hell und durchsichtig wie ein Schleier in der lichten Nacht. Dann kehrte sie in ihr Bett zurück. Sie hatte nur Worte zu geben, doch diese Worte trösteten mich. Ich fiel in einen tiefen Schlaf, erschöpft von allem, was geschehen war, und all dem Neuen, das es zu lernen gab.

Vielleicht waren es ihre Zärtlichkeit und ihr Trost, die mich so tief schlafen ließen, dass ich die Schritte nicht hörte, die in derselben Nacht die schmale, steile Stiege heraufkamen, Schritte schwer von Trank und Lust. Ich erwachte erst, als die Tür so laut in den Angeln quietschte, wie es bei Tag nie der Fall war. Das Geräusch ging mir in der Stille der Nacht durch Mark und Bein. Als ich aufschreckte, stand die Tür bereits weit offen, und Wassili taumelte über die Schwelle. Das Mondlicht wies ihm den Weg durch die milchige Nacht, herüber zu meinem Bett.

Meine Gedanken rasten, und das Blut stockte in meinen Adern. Kälte breitete sich in meinem Innern aus. Der Augenblick, den ich so gefürchtet hatte, war gekommen. Sein Abwarten war wie ein Spiel für ihn gewesen – nicht anders, als eine Katze eine Maus quält. Nun war das Spiel vorbei. Was genau sollte geschehen? Ich wollte nicht daran denken. Wenn er mich nur leben ließ, flehte ich stumm und geriet in heftiges Zittern. Wassili schwankte auf der Schwelle und stützte sich mit einer haarigen Hand am Türstock ab. Es gab kein

Entkommen. Vor lauter Angst zog ich die Knie ans Kinn und umschlang sie, obwohl ich zitterte wie Espenlaub. Selbst meine Zähne schlugen aufeinander, und ich hörte es in der Stille wie das Klappern eines Mühlrades. Wasili war vom Aufstieg zu unsrer Kammer noch außer Atem. Ich zog mir die Decke über den Kopf und rollte mich wie ein Kind zusammen. Meine Augen waren fest zusammengepresst, um mich vor seinem Anblick zu schützen, so wie meine Arme seine Schläge abwehren wollten, falls er mich am Nacken packte und aus dem Bett zerrte. Ich wollte ihn nicht kommen sehen, es war grässlich genug, ihn zu spüren und ihn seine Rache nehmen zu lassen. Ja, das Warten war Teil seiner Strafe für mich gewesen.»Komm her!«, lallte er mit einer Stimme, schwer vor Trunkenheit. »Oder soll ich dich etwa holen kommen, Mädchen?«

6. Kapitel

Bitte nicht!, flehte ich stumm und schob mir die Finger tief in den Mund, um meine Angst zu ersticken. Ich musste würgen, aber es hinderte auch meine Zähne am Klappern. Mein Handrücken schmeckte nach Salz von meinen Tränen und meinem Schweiß. Aber noch ein anderer metallischer Geschmack mischte sich darunter. Ich biss mich bis aufs Blut vor Angst und wimmerte, denn ich wusste, dies war nur der Anfang aller Qual. Trotz der weichen Luft der Maiennacht brach mir der Schweiß aus allen Poren. Vielleicht wäre es besser, einfach nachzugeben? Ich fürchtete Schmerz und konnte auf keine Hilfe hoffen. In Olgas Bett war alles still. Lag sie dort vor Angst, so starr wie ich selbst? Gegen alle Vernunft wollte ich zu ihr kriechen und mich an sie schmiegen. Gab es für uns gemeinsam keine Möglichkeit, gegen Wassili anzukommen? Doch da setzte sie sich in ihrem Bett auf und sagte mit einer Stimme, die brüchig war wie das Laub des letzten Herbstes: »Ich komme schon.«

Vor Staunen hielt ich den Atem an, als ich zwischen meinen gespreizten Fingern und unter dem Laken hervorlugte. Olga stand auf und sah in der hellen Nacht so nackt aus wie in ein flächsenes Laken gehüllt. Ihr weizenblondes Haar reichte ihr bis zu den Hüften, als

sie auf Wassili zuing. Ich zuckte zusammen, als er sie beim Schopf packte, ihren Kopf zur Seite riss und die silbernen Tressen um seine Faust schlang. Sie jaulte auf, doch mit einer kurzen Drehung seines Armes zerzte er sie hinaus auf den Korridor. Die Tür zu schließen schien ihm gar nicht wichtig zu sein.

So lag ich wach und hörte alles, was geschah.

Als Wassili die Stiege mit schweren Schritten wieder hinuntergeklettert war, stolperte Olga zurück in unsere Kammer. Sie erinnerte mich an ein Fohlen. Ihre dünnen Beine zitterten, und sie hielt ihr zerfetztes Nachthemd wie ein Ertrinkender ein Stück Treibholz umklammert. Ich war bei ihr, bevor sie auf ihr Bett fallen konnte, und umarmte sie. Sie bebte am ganzen Körper, ihre Tränen nässten meinen Hals, und ihr magerer Körper wurde von Schluchzern geschüttelt. Ich streichelte ihr das Haar und tupfte ihr das nachquellende Blut von der geschwellenen Lippe, bis es gerann.

»Weshalb tut er das?«, fragte ich und hörte die Hilflosigkeit in meiner Stimme. Sie versuchte, mit den Schultern zu zucken, winselte aber vor Schmerz. Ich sah Blutergüsse auf ihrer Haut. »Das ist noch gar nichts, Martha. Es bereitet ihm Lust. Wenn ich mich zur Wehr setze, wird alles nur noch schlimmer.« Ihre blauen Augen wirkten riesig im Schein des Mondes, als sie mich ansah. Mir schauderte wieder. Hatte Nadja das gemeint, als sie sagte, Olga könne mir einiges zeigen? Vielleicht hatte Olga recht, dachte ich, als sie sich an mich klammerte und unaufhaltsam weinte. Für uns Leibeigene waren die Dinge, wie sie waren. Olgas heiße Wange schmolz in meiner Handfläche, als ich sie streichelte.

»Denk nicht darüber nach, wie du mir helfen kannst. Es ist unmöglich. Hilf dir stattdessen selbst.«

Am nächsten Morgen beobachtete ich Olga, wie sie ihre Finger tief in einen Tiegel mit Schweinefett tauchte und dann nach oben in unsere Kammer verschwand. Sie musste die Angeln damit geschmiert haben, denn seitdem öffnete sich die Tür lautlos. Ich verstand – das Quietschen der Tür, wenn Wassili sie holte, steigerte ihre Scham nur noch.

Einige Wochen später erwachte ich dann doch in der Nacht, jedoch nicht von Wassilis Schritten. Olga hing über dem Eimer im Eck und spie sich das Leben aus dem Leib. In unserer Truhe sah ich neben ihrem feinen Kleid, den Knöpfen, dem Kamm, dem Garn und der Wolle nun noch ein Paar weiche grüne Lederhandschuhe liegen.

»Wann hast du angefangen, hier im Haus zu dienen?«, fragte ich Nadja in meinem harten Russisch. Nichts brachte das Haus mehr zum Lachen als meine deutsche Aussprache der weichen russischen Sprache. Wir schnitten an einem Nachmittag im August den Kohl für einen Speckkuchen klein. Die Sommerglut hatte die Luft in der Küche gleichsam zum Schneiden verdickt. Das Haar klebte mir an der Stirn, und ich hatte die Ärmel meines Sarafans so weit wie möglich mit den Bändern in den Säumen hochgerafft. Trotz der Wärme erledigte ich meine Arbeit rasch und mit einem Lächeln, sodass Nadja keinen Grund sah, mich zu knuffen oder mir eine Kopfnuss zu verpassen. Sie schien guter Laune zu sein, und das nutzte ich, um mehr zu erfahren.

»Meine Familie gehört seit Generationen der Wassilis«, antwortete sie. »Ich war weder hübsch noch lustig,

aber fleißig und durfte deshalb bei ihnen im Haus arbeiten. Mir konnte man trauen. Als Wassilis Mutter bei seiner Geburt starb, nahm ich mich des armen Wurms an. Ich habe ihn aufgezogen.«

Vor Überraschung ließ ich beinahe meinen Kohlstrunk fallen. »Dann ist er wie ein Sohn für dich?«

Statt einer Antwort zog sie nur die Augenbrauen hoch, und ich rupfte stumm, aber mit rasenden Gedanken einem weiteren Kohlkopf die Blätter ab. Ich musste meine Zunge hüten. Als seine Haushälterin stand Nadja vollkommen unter Wassilis Fuchtel, führte einen jeden seiner Befehle widerspruchslos aus. Ja, sie brach selbst einer Magd die Finger, wenn er es befahl, und hielt ein scharfes Auge auf uns und sein Gut. Doch dass sie ihn aufgezogen hatte, erschreckte mich zutiefst, da ich ihr Gefühl für ihn nur mit meiner Liebe zu meinen Geschwistern vergleichen konnte, vor allem zu Marie.

»Und hat er selbst denn keine Familie?«, fragte ich weiter, während ich die Kohlblätter schwenkte, da sich in den grünen Schichten gern Erdklumpen, kleine Schnecken und Käfer versteckten.

»Er ist verwitwet. Seine Frau konnte keine Kinder bekommen und ist vor drei Jahren an der Schwindsucht gestorben.« Sie wählte in dem Korb neben ihrem Fuß einen weiteren Kohlkopf aus, drehte und wendete ihn, um faule oder schwarze Stellen ausfindig zu machen.

»Und was ist mit Olga?«, wagte ich zu fragen. Olga, die ihren Sarafan nun immer loser trug, die sich heimlich saure Gurken nahm und von den eingelegten Heringen naschte, wenn sie sich unbeobachtet glaubte.

»Was soll mit ihr sein?« Nadja zerteilte den Kohlkopf mit einem einzigen kräftigen Hieb ihres Hackbeils, bei

dem ich zusammenzuckte. »Wassili hat sie vor einem Jahr gekauft, so wie dich später auch. Und nun hat der Herr sie geschwängert.«

»Der Herr?« Ich ließ mein Messer sinken. »Den gibt es doch nur in der Bibel.«

»Dummes Ding!«, schimpfte Nadja. »Wassili natürlich. Er ist eben ein Mann. Und Praskaja hat nicht immer ein Auge auf ihn. Praskaja ist Wassilis Geliebte und eine Schlange. Sie trinkt mehr als er selbst und macht derbere Scherze, als ich sie je von einem Soldaten gehört habe. Sie lässt Wassili sein Vergnügen mit anderen Weibern, solange ihr nur keine davon gefährlich wird.« Sie schnalzte mit der Zunge und verstummte, denn in diesem Augenblick kam Grigori in die Küche, ein junger Pferdeknecht. Er war vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, seine Arme und Beine schienen zu lang für seinen mageren Körper, und schlimme knotige Pickel zogen sich über seine Wangen bis hinunter zum Hals und zur Brust. Er wirkte wie eine Mischung aus Hengstfohlen und Welpen, ganz wie mein Bruder Fjodor es gewesen war.

»Ich bin am Verhungern, Mädels!«, rief er, und Nadja kicherte geschmeichelt. Die drei Haare auf ihrer Warze zitterten dabei im Takt. »Darf ich schon von der dicken Gemüsesuppe kosten?« Er linste hungrig zum Kessel hinüber, in dem es auf dem offenen Kaminfeuer brodelte und der die Küche mit einem himmlisch rauchigen Duft nach Speck und Erbsen erfüllte.

»Katz und Magd essen, wenn's behagt, Knecht und Hund fressen, wenn was kummt!«, antwortete sie patzig, schöpfte ihm dann aber doch eine gesunde Portion aus dem Kessel. Grigori setzte sich zu uns, schlürfte behaglich seine Suppe und sah immer wieder zu mir

